

4 Die Portraits

4.1 Zum auswertungstechnischen Stellenwert der Portraits

Im Folgenden sollen die acht interviewten Frauen portraitiert werden. Es geht mir dabei zum einen darum, wichtige Lebensereignisse darzustellen, die die betreffende Person als unverwechselbar erscheinen lassen und die in dieser personenbezogenen Logik so an keiner anderen Stelle der Studie mehr auftauchen werden.¹ Zum anderen geht es mir auch ganz einfach um die Vermittlung eines möglichst lebendigen Eindrucks beim Leser beziehungsweise der Leserin. Dieser Eindruck soll zugleich einen gewissen Nachhall der Eindrücke enthalten, die ich selbst im Zuge der Durchführung der Interviews von meinen Partnerinnen gewinnen konnte.

Die folgenden Portraits orientieren sich im Wesentlichen an der Analyse sogenannter Ereignisdaten², die aus einer ersten Durchsicht der transkribierten und korrigierten Interviews resultierten. Solche Ereignisdaten konzentrieren sich nach Fischer-Rosenthal auf objektive Lebensereignisse, die als Bestandteil einer fiktiven Normalbiografie jeden von uns betreffen (können). Sie stellen im Kontext einer *Sequenziellen Analyse biografischer Daten* einen ersten Auswertungsschritt dar.

„Bei der sequentiellen Analyse der biographischen Daten werden zunächst die kaum an die Interpretation des Biographen gebundenen Daten (z.B. Geburt, Anzahl der Geschwister, Ausbildungsdaten, Familiengründung und andere Familiendaten,

1 Einzige Ausnahme bildet das Interview von Roswitha Schultze (Kapitel 5).

2 Vgl. hierzu auch Kapitel 3.6, „Ereignisdaten“.

Wohnortwechsel, Einzug zur Wehrmacht, Krankheitsereignisse, Migration) in der zeitlichen Abfolge der Ereignisse im Lebenslauf analysiert. [...] Auf die Auslegung eines Datums folgt die Auslegung des nächsten, das den InterpretInnen angibt, welchen Weg die BiographInnen tatsächlich eingeschlagen haben. Interpretiert wird zunächst noch ganz unabhängig von Selbstdeutungen und Erzählungen im biographischen Interview.“ (Fischer-Rosenthal 1996, S. 147ff)

Ich möchte in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, dass auch die vorgebliche Objektivität von Ereignisdaten bereits in mehrererlei Hinsicht Produkt von Konstruktionsprozessen ist. Obwohl ich nach bestem Wissen und Gewissen versuche, die deskriptive Ebene nicht zu verlassen, handelt es sich bei den aufgeführten Ereignisdaten in jedem Fall um eine getroffene *Auswahl* – eben die Auswahl, die die Interviewten von sich aus im Verlauf ihres Interviews vorgenommen haben. Dies erklärt auch, weshalb die folgenden Portraits nicht entlang einer standardisierten Liste von Ereignisdaten formuliert wurden – eben weil bei den acht interviewten Frauen nicht ein und derselbe Leitfaden zugrunde gelegen hat.

Enthalten die Ereignisdaten zum einen ein Moment von Selektivität, das durch die Interviewten eingebracht wurde, so liegt ihrer Darstellung im Rahmen eines hergestellten Portrait-Textes ein weiterer Selektionsprozess zugrunde. Denn zweifellos habe auch *ich* ausgewählt und mich dazu *entschieden*, bestimmte, meine Aufmerksamkeit erregende Ereignisdaten aus dem fortlaufenden Interviewtext herauszugreifen und zu einem Portrait zu komponieren. Auch wenn ich mich hierbei von dem Bemühen leiten ließ, die für die interviewten Frauen zentralen Ereignisdaten zu erfassen, so lässt sich doch nicht von der Hand weisen, dass in diese erste Analysephase schon in erheblichem Maße gestaltende Elemente eingeflossen sind. Dementsprechend dient dieser Auswertungsschritt im vorliegenden Fall – ganz im Gegensatz zu einer sequenziellen Analyse biografischer Daten, wie sie Fischer-Rosenthal vorschlägt – auch nicht

„zur Vorbereitung der Rekonstruktion der Fallgeschichte, bei der die Analyse kontrastiert wird mit den Erzählungen des Autobiographen zu den einzelnen biographischen ‚Daten‘.“ (Ebd. S. 147ff)

Vielmehr trenne ich bei meiner Portraitierung der acht Frauen ganz bewusst die erwähnten Ereignisdaten nicht von ihren erzähltheoretischen Kontexten. Letztendlich spiegeln die Portraits auch diejenigen Aspekte der Lebensläufe der acht interviewten Frauen wider, die mich selbst während der Interviews oder später bei diversen Durchsichten der Transkriptionen besonders beeindruckt haben. Derartige Portraitdarstellungen enthalten also unhintergebarerweise eine *doppelte* Positionierung: Sowohl eine der Interviewten als auch eine meiner eigenen Person als auswertender Forscherin.

Dies vorausgesetzt, entschied ich mich, es nicht bei der zumeist üblichen Darstellung von Kurzportraits zu belassen, die vermeintlich objektive harte Daten von interpretierten weichen Daten unterscheiden zu können behauptet. Darüber hinaus erfolgte diese Entscheidung auch im Sinne einer besseren Lesbarkeit.

Ich werde also im Zuge der folgenden Portraits die Interviewten – dort wo es mir illustrierend und informierend sinnvoll erscheint – schon einmal (mitunter ausführlich) selbst zu Wort kommen lassen. Es werden damit hier und da auch schon Selbstinterpretationen, subjektive Bewertungen oder eigentheoretische Einordnungen von Lebensereignissen mit in die Darstellung einfließen. Diese sollen ganz bewusst dem Leser beziehungsweise der Leserin die Gelegenheit geben, Bilder der Interviewten entstehen zu lassen, die sowohl eine Anregungsfunktion erfüllen als auch einen gewissen Wiedererkennungswert in Bezug auf die weitere Lektüre haben.

Ausdrücklich warnen möchte ich vor der Vorstellung, diese Portraits wären ihrerseits bereits Ergebnisse oder Bestandteile einer systematisch-vergleichenden Analyse der Interviews nach einem induktiven oder deduktiven Kriteriumskatalog.

Fischer-Rosenthal schlägt vor, aufgrund der analysierten Ereignisdaten eine historische Kontrastfolie – unter offensiver Verwendung von Hintergrundkenntnissen – zu entwickeln, die es dann erlauben würde, eine *hypothetische Konstruktion eines Lebens in einer konkreten Gesellschaft*³ zu erstellen.

„Je präziser die allgemeinen Kenntnisse über die infrage stehende Gesellschaft sind, desto genauer sind die Hintergrundkonstruktionen, vor denen sich die Fallstrukturen abzeichnen. Solches Wissen betrifft die historischen Abläufe und potentiell die gesamte Sozialstruktur (inklusive sozial-epidemiologischer Einzelheiten) und Kultur einer Gesellschaft, aber auch entwicklungspsychologische Normalannahmen und ggf. Wissen über medizinische Abläufe im Falle von chronologischen Krankheiten.“ (Ebd. S. 147ff)

Ich kann nicht verhehlen, dass eine solche Vorgehensweise an einigen Stellen meiner Interviews sehr verlockend gewesen wäre. So verweisen eine ganze Reihe von Erfahrungen, von denen die interviewten Frauen erzählten, auf überindividuelle historische Kontexte. So etwa wenn Roswitha Schultze davon erzählt, mit welchen Normalisierungsstrategien sie während ihrer Kindheit konfrontiert war.

Dann weiß ich auch noch gut so die Versuche mich in Prothesen zu verfrachten, dass ich laufen lernen sollte. Diese Versuche schlugen fehl, was ich heute sehr begrüße, weil ich einfach viel, viel selbstständiger bin ohne Prothesen. (RS 25–28)

3 Vgl. Fischer-Rosenthal (1996).

Dass dies ein offensichtliches Kollektivschicksal contergangeschädigter Kinder in den frühen 60er-Jahren war, zeigt in einem ganz anderen Kontext auch die ebenso eindrucksvolle wie bedrückende Filmsequenz von Theresia Degener, die auch anlässlich der vielbeachteten Ausstellung *Der (im)perfekte Mensch – vom Recht auf Unvollkommenheit* zu sehen war.⁴ Darin ist dokumentiert, wie Degener als Kind von ärztlicher Seite aus gegen ihren Willen angehalten wird, mit komplizierten Conterganprothesen Bewegungsabläufe zu lernen, die sie ohne Prothesen zum Teil schon längst beherrscht hat. Im Vordergrund dieser Bemühungen stand offensichtlich weniger das Bemühen, der Betroffenen zusätzliche Handlungsspielräume zu eröffnen, sondern vielmehr den äußeren Anschein einer Normalität, oder besser Ersatz-Normalität, zu erzeugen.

„Die Forschung entwickelte postwendend Schienen und Prothesen für jene Kinder. Auch das erinnert an die Entwicklungsschübe auf dem Gebiet orthopädischer Hilfsmittel nach Kriegen. Das Anpassen und Tragen war mühsam und schmerzhaft, wie der Filmausschnitt an dieser Stelle zeigt. Und viele machten, als man sie irgendwann in Ruhe ließ oder nach ihren Bedürfnissen fragte, die Erfahrung, dass es ungewöhnliche und gleichzeitig nahe liegendere Möglichkeiten gab, sich ihre Handlungsfähigkeit zurückzuerobern. Davon erzählen die Fotografien, die den Prothesen kontrastierend gegenüber gestellt sind.“ (Deutsches Hygiene-Museum und Deutsche Behindertenhilfe – Aktion Mensch e.V. [Hg.] – Begleitbuch zur Ausstellung, 2001, S. 220)

Hier wird deutlich, wie stark eine contergangeschädigte Kindheit von einem zeittypischen Umgang mit Behinderung im Allgemeinen und Conterganschädigungen im Besonderen geprägt war.

Ein weiteres Beispiel, an dem es sich zeigt, wie stark die individuellen Erlebnisse auch von den Interviewten selbst in Prozesse historischen und sozialen Wandels rückgebunden und eingebettet sind, stellt Anneliese Baumgartner dar. Sie vergleicht in ihrem Interview an mehreren Stellen ihre eigenen Erfahrungen als aufwachsende behinderte Frau mit denjenigen ihrer behinderten Tochter eine Generation später.

Ich ziehe es im Kontext meiner Studie hingegen vor, solche Verweise – seien sie von den Interviewten selbst zitiert, seien sie durch mein Hintergrundwissen hergestellt – als diskursive Kontextualisierungen zu betrachten. Das heißt, ich führe keine systematische Kontrastierung einer konkreten Gesellschaft und historischen Situation mit einem erzählten Leben durch, da ich auch diese konkrete Gesellschaft und historische Situation nicht durch ein möglichst umfassendes Hintergrundwissen zu einer quasi-objektiven Kontrastfolie stilisieren möchte. Aus diesem Grund scheint es mir von Vorteil, hier Diskurse am Werk zu sehen und deren Offenlegung im Zuge mei-

4 Vgl. dazu auch die ARD-Dokumentation „Der Conterganskandal“ 8/2003.

ner Auswertung als die analytische Leistung meiner Studie zu betrachten.

Die anschließenden Portraits verfolgen also einen bescheidenen, wenn auch erkenntnistheoretisch reflektierten Anspruch. Sie sollen einfach mit den interviewten Frauen bekannt machen, ohne dabei in einen interpretationsfreien Duktus zu verfallen. Ihre Darstellung ist selbst den Diskursen verbunden, die die interviewten Frauen in ihren Erzählungen angeschlagen haben.

4.2 Die acht Frauen

Anneliese Baumgartner – „Inzwischen ist das Dorf kuriert“

Anneliese Baumgartner wurde 1954 als Einzelkind geboren. Ihre Eltern waren damals mit 48 Jahren (Vater) beziehungsweise 44 Jahren (Mutter) schon verhältnismäßig alt. Bei ihrer Geburt trat eine Komplikation ein, die ihre Lebenschancen zunächst sehr gering erscheinen ließen, was die Ärzte und das Personal der Geburtsklinik auch offenbar drastisch zum Ausdruck brachten:

Ich bin dann also eben dadurch hier im hiesigen Krankenhaus geboren mit 'nem Kaiserschnitt und man hat dann mich dann weggelegt so nach dem Motto eh Müll [lacht]. Und mein Vater hat mich dann aber mit nach Hause genommen als meine Mutter entlassen wurde, gegen den Willen der Ärzte und hat mich dann in 'nen Krankenhaus gebracht nach X., die dann aber schon meinten, dass ich wohl nicht so schnell stürbe [lacht]. (AB 15–18)

Anneliese Baumgartner stammt von einem Bauernhof, den die Eltern auch noch während ihrer Kindheit bewirtschafteten, später aber aufgeben mussten. Die Gegend, in der sie ihre Kindheit verbrachte, war dörflich strukturiert, was Anneliese Baumgartner vor allem mit einer deutlich spürbaren sozialen Kontrolle und einem hohen Bekanntheitsgrad der familialen Verhältnisse in ihrer sozialen Umgebung verbindet.

Im Alter von sieben bis acht Jahren wurde Anneliese Baumgartner in die Regelschule des Heimatdorfes eingeschult. Diese Entscheidung erfolgte nicht ohne weiteres, da zunächst sowohl das Gesundheitsamt als auch das Schulamt erhebliche Bedenken hatten und Anneliese Baumgartner trotz ihrer körperlichen Behinderung auf eine Schule für geistig Behinderte schicken wollten. Dem energischen Widerstand und anhaltendem Engagement des Vaters sowie einem couragierten und unerschrockenen Dorfschullehrer war es demnach zu verdanken, dass schließlich doch eine andere Entscheidung – offensichtlich entgegen jeglicher damals üblicher schulpolitischer Praxis – getroffen wurde.

Ich war hier in der Dorfschule, das war also, muss ma sagen, damals schon a tolle G'schichte. Es waren ältere Lehrer hier und als ich dann in das Alter kam, in die Schule zu sollen, da hieß es dann, ja wohin? Und dann hat des Gesundheitsamt, bei dem ja damals diese ganzen Jugendamts geschichten auch zu Buche lagen, meine Eltern nach Y. geschickt. Des is 'ne Einrichtung für geistig Behinderte und da sollt ich in die Schule gehn und dann hat mein Vater mich damals mitgenommen wieder und hat g'sagt, also nur über seine Leiche und lieber geht er ins Gefängnis, bevor er mich dort lässt. Also das kommt nicht in Frage, lieber zahlt er 'n Privatlehrer und sonst was. Also da, dazu gehöre ich nicht – und dann hat er mich wieder mitgenommen und dann hat er sich hier mit dem Dorfschullehrer in Verbindung gesetzt ... Und der hat dann gesagt, gut, er geht an des Schulamt und wird des klären und die Sach' war dann auch sehr schwierig für ihn. Des ginge nicht und was soll denn des und Bevorzugung und halt gut, sie sollen ihm jetzt 'ne Chance geben bis Weihnachten und an Weihnachten muss sich entscheiden, ob ich bleiben kann oder nicht und dann hat sich Weihnachten herausgestellt, dass es überhaupt keinen Grund gegeben hätte, mich nicht hier zu lassen und dann war die Geschichte gegessen. (AB 145–162)

Nach der Grundschulzeit wechselte Anneliese Baumgartner auf ein Gymnasium. Dieser Schulwechsel setzte voraus, dass sie im Alter von zwölf Jahren in ein entfernt gelegenes Heim beziehungsweise Internat in großstädtischer Umgebung wechselte und infolgedessen von zu Hause ausziehen musste. Es handelte sich hierbei um einen bayerischen Modellversuch. Die körperbehinderten Heimbewohnerinnen konnten im Rahmen einer Integrationsinitiative am Regelbetrieb des örtlichen Gymnasiums teilnehmen.

Und ich muss auch sagen, dass genau dieser Lehrer und auch der Pfarrer damals am Ort, die wichtigen Persönlichkeiten in einem Dorfe zu der Zeit, eigentlich auch dann umgetrieben haben, dass ich auf eine höhere Schule komm. Also da war der Anschluss sicher der Pfarrer, der mir dann das nötige Know-how vermittelte, den Übergang zu schaffen. Und das war also der Lehrer, also mit ganz viel Power und Kraft und in Anführungszeichen „am Nachmittag nachsitzen“ und Grammatik büffeln, was die anderen nicht wussten und so ... 1966 war des ja ganz früh die Wege eigentlich geebnet ham. Wo ich dann war, des war ja das erste Gymnasium in Bayern, das sich also im Zusammenhang mit einem Internat bereit erklärt hat, Behinderte aufzunehmen und wir waren also zu Anfang, also ich war also auch einer dieser ersten – sechs Behinderte unter 800 Nichtbehinderten. (AB 162–172)

Zu dieser Zeit erhielt Anneliese Baumgartner auch ihren ersten Rollstuhl – vorher hatte sie sich vornehmlich mit Hilfe eines selbst konstruierten Fahrrades beziehungsweise mit Gehhilfen fortbewegt.

Ich war 12 und zwar war des kurz bevor ich ins Internat kam, aufs Gymnasium, da hab ich meinen ersten Rollstuhl bekommen und also, das war schon ne, aber ne, den Roll-

stuhl hingestellt und fahr mal! Nix Einweisung oder Rollstuhlsport oder so was, gar nix [lacht] – also des war der erste Rollstuhl, ja. (AB 1286–1289)

Als Anneliese Baumgartner nach fünf Jahren das Gymnasium abbrach und eine kaufmännische Lehre begann, konnte sie in dem Internat wohnen bleiben und ihre Ausbildung auf diese Weise fortsetzen. Erst mit 20 Jahren, als sie bei ihrer Ausbildungsstelle eine erste Anstellung gefunden hatte, verließ sie das Internat und zog in eine Wohnung in einem nahe gelegenen kleinen Ort.

Ja gut, ich hab ... natürlich Vollzeit gearbeitet, als Lohnbuchhalterin ... Am Morgen bin ich zur Arbeit gefahren und es waren ungefähr 20 km, also des erste Jahr hab ich dort gewohnt, dann bin ich ja weggezogen und ich war dort sehr akzeptiert und sehr anerkannt muss ich sagen, ich hab mich dort auch sehr wohlgefühlt vom Arbeitsplatz her. (AB 350–354)

Nach einem Jahr suchte sie sich in der Großstadt eine geräumigere Wohnung. In dieser 2-Zimmer-Hochhauswohnung verbrachte sie die nächsten drei Jahre ihres Lebens.

Nach einem Jahr war mir also dieser ganze Ort da, dieser kleine Ort zu klein und dann bin ich auf eigene Faust auf Wohnungssuche gegangen, wieder mal. Und hab dann innerhalb, also es geschafft, innerhalb von sieben Tagen 'ne Wohnung zu kriegen [lacht], bin dann auf eigene Faust umgezogen [lacht], ziemlich chaotisch [lacht], und gut die drei Jahre, da war ma drei Jahre in Z. (AB 44–48)

Anneliese Baumgartner genoss die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von ihrem Elternhaus. Nach einer kurzen ersten Partnerschaft kamen sich während dieser Zeit Anneliese Baumgartner und ihr Partner und späterer Ehemann – den sie im Kontext ihrer Ausbildung kennen gelernt hatte – emotional immer näher. Die beiden wählten zunächst die Lebensform einer nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft.

1977 wurde Anneliese Baumgartner zum ersten Mal schwanger. Die schwierige Schwangerschaft, die mit mehrwöchigen Krankenhausaufenthalten verbunden war, verlief parallel zum Bau eines Eigenheims in ihrem Heimatdorf. Kurz vor der Entbindung heirateten die beiden. 1978 wurde das erste Kind, ein Sohn, geboren. Im Herbst desselben Jahres bezog die Familie ihr neu gebautes Haus.

Wir haben dann hier geheiratet, aber dort gewohnt. Unser ältester Sohn ist 1978 geboren nach 'ner sehr schwierigen Schwangerschaft und, war sehr kompliziert und ja, ja, wirklich sehr schwierig – jeder hat sich gewundert, dass das trotz allem gut ausging und dann ham wir hier, wo wir jetzt wohnen, unser Haus gebaut – was ja auch mein

Heimatort ist, sind umgezogen und hams hier nicht leicht gehabt Fuß zu fassen. (AB 48–53)

Daran schloss sich für die junge Familie eine zunächst sehr komplizierte Zeit an. In dieser Situation waren beide Ehepartner arbeitslos. Der Ehemann absolvierte eine Weiterbildung, während sich Anneliese Baumgartner ihrem Kind widmete. Gleichzeitig bedingte die Rückkehr in das Heimatdorf in mehrerlei Hinsicht Integrationsprobleme. Anneliese Baumgartner erzählt, dass nicht nur die Tatsache, dass eine körperbehinderte Frau eine Familie gründet, zu Irritationen im dörflichen Umfeld geführt, sondern dass auch die Tatsache einer konfessionellen Mischehe in katholischen Kreisen für Unverständnis gesorgt habe.

Die große Überraschung war natürlich die Hochzeit, die hier stattfand und noch dazu ökumenisch, also die Kirche war voll, is klar, es gab viele Neugierige. Gut, die Leute werden sich dann wohl das Maul darüber zerrissen haben als wir nicht hier waren, aber das war mir relativ egal. (AB 312–315)

Auch ihre Eltern bildeten diesbezüglich keine Ausnahme.

Mein Mann hat 'n Fehler in ihren Augen – er ist evangelisch – [lacht] und des gab also extreme Probleme am Anfang, hat sich inzwischen aber auch zumindest nivelliert [lacht]. (AB 80–82)

Zudem empfand Anneliese Baumgartner den Wechsel von der lauten anonymen Großstadt in die eher geschlossene ruhige Dorfgemeinschaft als zunächst ungewohnt. Es war nicht leicht, nach den Jahren der Abwesenheit und selbstständigen Lebensführung wieder sozialen Anschluss zu finden.

Das war schon auch 'n Problem, also vor allem kann auch Ruhe belasten [lacht], also man hört nix mehr, man – es nervt einen die Ruhe. Und gut, man hat zwar hier Freunde, irgendwie sehr lose gehabt, so die Bindungen hat man auch mehr oder minder lose gepflegt, aber auf einmal war, waren des eigentlich keine Freunde, weil ma ja zu lang auseinander war, weil man ja zu dem Zeitpunkt net viel Gemeinsames mehr hatte. Und man war dann sehr, mir waren sehr allein am Anfang. Gut, allerdings net sehr lange, aber trotzdem, es war net einfach ... Und ich denk halt aufm Dorf is 'n großes Problem gewesen damals, inzwischen ist also der Ort hier wahrscheinlich kuriert, ja Behinderte heiraten, was soll das, ja, so 'n Quatsch, ne, Fragen auch dann also wirklich dermaßen teilweise unter der Gürtellinie. (AB 94–106)

Inzwischen kam ein spürbarer Gewöhnungseffekt zum Tragen. Anneliese Baumgartner erzählt, dass ihr Sohn sozial schon bald sehr gut integriert war. Zum einen sei er sehr kontaktfreudig, zum anderen habe sicherlich dazu bei-

getragen, dass sie ihr eigenes Haus stets als offen begriffen und gerade in Bezug auf die eigenen Kinder Freunde immer gastfreundlich willkommen geheißen habe.

Im Großen und Ganzen sehr positiv. Ich mein, unser großer Sohn war 'n Kind, der sich also sofort, ein ganz Offener, was ma hier also 'n absoluter Lausbub nennt. Er war überall, wo was los war, war er mit dabei und er hat sich da auch gar net, ja, er hat sich's einfach auch genommen. Wir ham also immer 'n sehr offenes Haus gehabt, es war 'n wahnsinnig viele Kinder da, die immer sehr gern da waren, weil man bei uns halt auch Dinge darf, die ma woanders nicht durfte. (AB 122–127)

Seit 1980 arbeitete Anneliese Baumgartner als Verwaltungskraft in einer Einrichtung für geistig Behinderte.

Ja so gut seit 17 Jahren arbeite ich also auch in 'ner Einrichtung für geistig Behinderte, dort in der Verwaltung, was mir auch sehr viel Spaß macht, wo ich mich auch mit ganz anderen Formen von Behinderungen auseinander zu setzen habe. (AB 62–64)

1984 wurde ihr zweites Kind geboren, eine Tochter. Sie ist infolge Spina Bifida körperbehindert.

Dann bin ich aufgewacht, des is mir noch nie passiert, also ich hab noch nie, ich bin noch nie im OP aufgewacht und ich hab also viele Narkosen auch schon hinter mir und dann hab ich den Arzt gefragt, es war mir klar, is es gesund und da sagt der, ja, sie haben ein Mädchen. Des hab ich net gefragt und dann war mir klar, da is was, ich war nicht, also so wach war ich scheinbar doch, dass ich des gespannt hab, dass das nicht stimmen kann, dass das die falsche Antwort ist. (AB 1890–1896)

1984 kam dann unsere Tochter zur Welt, die also auch behindert ist. Allerdings so groß dies tiefe Loch ist, in des man am Anfang fällt, ich möchte's heut gar nicht anders haben, denn ich denk, sie wär auch sonst anders und des möcht ich nicht. [lacht] (AB 59–62)

Ein halbes Jahr nach der Geburt stieg Anneliese Baumgartner wieder in den Beruf ein. Ihr Ehemann übernahm für eineinhalb Jahre die Rolle des Hausmanns sowie die Hauptaufgaben der Kinderbetreuung. Seither lösen die beiden diese Aufgaben arbeitsteilig. Die gesundheitliche Situation der Tochter hatte sich schon bald stabilisiert, so dass Anneliese Baumgartner über deren Entwicklung sehr glücklich ist. Momentan kämpft sie als Elternsprecherin für eine behindertengerechtere Ausstattung der Schule ihrer Tochter.

1996 stürzte die Mutter von Anneliese Baumgartner, so dass sie zu einem Pflegefall wurde. Ihre rasch zunehmende geistige Verwirrung hatte inzwischen zur Folge, dass diese nach einer Krankenhauseinweisung des Vaters von Anneliese Baumgartner in ein Pflegeheim gebracht werden musste.

Anneliese Baumgartner selbst übernimmt seither die Versorgung, pflegerische Tätigkeiten sowie die Alltagsorganisation ihres betagten Vaters. Infolgedessen geht sie seit 1997 einer Teilzeitbeschäftigung nach.

Also ich geh wahnsinnig gern in mein Büro, in mei Arbeit und im Moment mach ich ja Teilzeit, des reicht mir ja auch mit 25 Wochenstunden – aber ich möcht's nicht missen, so keinen Tag. Also so jetzt grade in diesem Jahr, wo ich also grad in Richtung meine Eltern problematische Zeiten hatte, musst also meine Mutter ins Pflegeheim bringen, da wenn ich meinen Beruf nicht gehabt hätte, wär ich wahrscheinlich eingegangen. (AB 419–424)

Roswitha Schultze – „In diesen Jahren habe ich eine gewisse Härte aufgebaut“

Roswitha Schultze wurde 1961 inmitten des Conterganskandals geboren. Sie ist im Hause ihrer Großeltern väterlicherseits aufgewachsen. Dort haben ihre Eltern gewohnt. Das Herkunftsmilieu war durch die ländliche Lage in der Nähe der ehemaligen Grenze zur DDR sowie durch bäuerliche Strukturen geprägt. Die eigene Landwirtschaft mussten die Eltern im Zuge des ländlichen Strukturwandels inzwischen aufgeben. Die Kindheit von Roswitha Schultze war durch zahlreiche Krankenhausaufenthalte gekennzeichnet, die immer wieder schmerzliche Trennungen von der häuslichen Umgebung bedeuteten.

Also ich hab' nicht so viel Erinnerungen an die Zeit, wo ich zu Hause war, weil ich auch oft im Krankenhaus gewesen bin in dieser Zeit, also von meiner Geburt bis zum sechsten Lebensjahr war ich oft im Krankenhaus. Ich hab' viele Operationen gehabt an der Hüfte, an den Armen und an den Füßen auch. Die wollten da wohl verschiedene Sachen irgendwie noch gerader kriegen. (RS 19–23)

Im Alter von sechs Jahren wurde Roswitha Schultze auf Veranlassung ihrer Eltern in einem Heim untergebracht.

Ich bin conterganbehindert und kam mit sechs Jahren ins Heim, da ham mich meine Eltern hingbracht, weil sie gedacht ham, das wär besser für mich. Heute im Nachhinein würd ich sagen, dass es wirklich auch ganz gut war für mich, weil ich wirklich sehr selbstständig wurde dadurch. Ich konnte vieles lernen die ganzen Jahre, bis ich ja so um die 20 war. (RS 4–8)

Diese Entscheidung erfolgte, so erklärt es sich Roswitha Schultze, zum einen aus einem elterlichen Respekt vor den antizipierten Vorbehalten der Öffentlichkeit, zum anderen aus Angst um negative soziale Erfahrungen, die man ihr durch eine Einschulung außerhalb der unmittelbaren vertrauten Umgebung ersparen wollte. In Roswitha Schultzes Erzählung wird jedoch

auch deutlich, dass einer wohnortnahen Einschulung rechtlich-organisatorische Bedenken seitens der Schulbehörden ebenso eine Rolle gespielt haben, wie die Befürchtungen der Eltern vor der eigenen Überbelastung.

Ja, also das war der Pfarrer im Dorf und noch der Arzt, der, also unser Hausarzt, unser damaliger. Und das war ein ziemliches Hin und Her, zuerst hat's geheißten, ja, wir tun sie ins Heim und es war ja auch gar nicht klar, dass ich überhaupt so alt werde mit, also dass ich überhaupt sechs Jahre alt werde, ich bin ja notgetauft worden seinerzeit zu meiner Geburt, weil sie alle geglaubt ham, ich überleb' das gar nicht. Und dann hab' ich's aber doch überlebt, Gott sei Dank. Und dann ging's halt drum, ja wo kommt sie in die Schule. Und wie geht das alles weiter. Und es gibt da auch'n ziemlichen Schriftverkehr mit'm Krankenhaus, also jetzt nicht, was meine schulische Sache betrifft, sondern mehr so, was wird aus mir überhaupt, oder wie geht das weiter und so weiter. Und da ham sie halt dann zuerst gesagt, nein sie kommt in die (hiesige) Schule, also das ist die nächstgrößere Stadt. Und dann gab's eben da Probleme mit dem Schulrat oder ich weiß nicht mehr genau und dann ham sie eben, also ich hab fast die Befürchtung, dass sie einfach Angst hatten vor der Auseinandersetzung mit den Leuten im Dorf und mit den, dass die anderen Kinder mich blöd anschauen und solche Geschichten. Und dass sie deswegen dann gesagt ham, ne wir tun sie jetzt ins Heim, dann ist die weg und kann sich da in Ruhe entfalten sozusagen. Ich mein, wie gesagt, ich bin froh, dass es so gekommen ist. Bin ich wirklich. Doch. Trotz allem. (RS 591–609)

Freilich empfand Roswitha Schultze die Heimunterbringung damals eher als Abschiebung. Die Trennungserfahrung belastete sie anfangs schwer. Zudem bot die beengte Art der Unterbringung – für die damalige Zeit sicher der Regelfall – nicht gerade günstige Voraussetzungen, die neue Umgebung für sich emotional positiv zu besetzen.

Also ich kam dorthin mit sechs Jahren und ich hatte, glaube ich, zwei Jahre lang Heimweh. Also immer nach den, also vor allem nach den Sommerferien, die ja extrem lang waren immer, hatte ich immer, also musst ich mich praktisch in den Schlaf weinen, weil ich solches Heimweh hatte und ich hab' da dann auch, also ich hab' wirklich gelitten, das war ganz, ganz schlimm für mich, so weggeschickt zu werden. Und auch, ich hatte damals auch nix Eigenes, also kein eigenes Zimmer zum Beispiel, also ich, wir waren zu fünft im Zimmer und ich hab' dann, also da hab' ich eigentlich auch so 'ne gewisse Härte aufgebaut in diesen Jahren. (RS 312–322)

Roswitha Schultze hat zwei Geschwister: eine jüngere Schwester, die 1964 geboren wurde und einen Bruder, der 1972 geboren wurde.

1974 wechselte sie das Heim mit angeschlossenem Internat. Diese Entscheidung ermöglichte Roswitha Schultze den Realschulbesuch im Rahmen einer Integrationsschule.

Ich war zu faul fürs Gymnasium und zu gut für die Hauptschule. Und in B. war eine Realschule, wo körperbehinderte Leute unterrichtet wurden. Und da, das war so 'ne Integrationsschule, also wir, also die Behinderten waren alle im Internat untergebracht und wir sind jeden Morgen mit dem Bus in die Schule gefahren worden und das war 'ne Sprengelschule, 'ne ganz normale und da sind halt dann alle nichtbehinderten Kinder der Umgebung auch hingebraht worden. Eine Riesenschule. (RS 703–709)

Dort erlebt Roswitha Schultze auch zum ersten Mal den Kontakt mit nicht-behinderten Mitschlülern und Mitschlülerinnen.

Da hab ich dann auch sozusagen das erste Mal in meinem Leben richtig mit nicht-behinderten Leuten Kontakt gehabt. Also vorher war das ja alles gar nicht, das war dann die Familie und in L., das war ein Heim für körperbehinderte Kinder und Jugendliche und Sonderschule. (RS 709–713)

Allerdings waren die ersten Erfahrungen in der neuen sozialen Umgebung für Roswitha Schultze erst einmal belastend. Zum einen hatte sie immer noch keine eigenen räumlichen Entfaltungsmöglichkeiten, zum anderen war der Schulwechsel begleitet von sozialen Ausschließungserfahrungen und Kontaktschwierigkeiten.

Ich hatte nie 'n eigenes Zimmer, bis ich nach N. kam. Also ich hatte, tja, was sich mir eingeprägt hat war damals, als ich dann wechselte, dass ich also ziemlichen Anfeindungen ausgesetzt war, von meinen Mitschlülerinnen. Mit denen hab' ich am Anfang das Zimmer geteilt und die ham mich also geärgert, wo's nur ging. Es war furchtbar. Und niemand hat, also ich hatte nicht das Gefühl, dass sich jemand mit mir solidariert hätte, dass ich jetzt da 'ne Unterstützung erfahren würde von was weiß ich, Pädagogen oder so. (RS 733–740)

Später zog Roswitha Schultze nach N. in eine Behinderteneinrichtung. Die anschließende Fachoberschulabildung brach sie nach einiger Zeit wieder ab. Stattdessen begann Roswitha Schultze eine Erzieherinnenausbildung. Diesen Beruf übt sie auch heute noch aus.

Seit dem Jahr 1981, dem Jahr ihres Ausbildungsbeginns, wohnte Roswitha Schultze in sogenannten Außenwohngruppen, das heißt in selbstständigen Wohnungseinheiten, in denen Behinderte unabhängig und selbstständig, aber betreut leben.

Und damals hat die [Behinderteneinrichtung] angefangen, alle Schüler und alle Schülerrinnen in so genannte Außenwohngruppen zu verbringen, einfach damit sie auch wirklich das selbstständige Leben lernen, also Haushaltsführung und so weiter. ... und ham dann eben angefangen, die Leute in so kleine Wohneinheiten zu tun und ham überall in der Stadt Wohnungen gemietet oder gekauft. (RS 420–425)

Drei Jahre später löste sie sich endgültig von der organisatorischen Anbindung an die Behinderteneinrichtung und gründete eine Wohngemeinschaft, gemeinsam mit zwei Freundinnen.

Und die eine Freundin, mit der bin ich heute noch befreundet. Die ist auch conterganbehindert und hat, ja, das ist interessant, die hat ein, auch am selben Tag wie ich Geburtstag und ham dieselbe Behinderung. Und mit der bin ich heute noch befreundet. Und die andere, das war ihre Schwester. (RS 384–388)

1987 entschloss sich Roswitha Schultze endgültig, alleine zu wohnen. Zunächst bezog sie eine Ein-Zimmer-Wohnung. Mit ihrer beruflichen Etablierung als Erzieherin erwirbt sie schließlich 1988 eine eigene Wohnung, in der sie seither selbstständig lebt.

Das war dann und da hab' ich dann eben angefangen mich so zu etablieren, wie man das so schön nennt. (RS 394–395)

Zu ihren Eltern pflegt Roswitha Schultze einen nach wie vor regelmäßigen Kontakt, auch wenn das Verhältnis insbesondere zur Mutter nicht immer unbelastet war. Dennoch fühlt sie sich in der Umgebung ihres Elternhauses aus unterschiedlichen Gründen auf Dauer nicht wohl.

Das ist, also es ist aus verschiedenen Gründen schwierig. Also zum einen sind die ganzen örtlichen Gegebenheiten gar nicht so, dass ich wirklich gut zurecht komme. Das Haus ist überhaupt nicht rollstuhlgerecht, ich hab' kein eigenes Zimmer, also schon paar Jahre inzwischen und das merk ich halt, dass mir das sehr sehr fehlt, also ist halt irgendwie so überhaupt nicht 'n bisschen persönlich auch das Haus. Es ist auch nicht sehr ökonomisch gestaltet von, was weiß ich, wo die Wäsche ist und wo die Sachen sind. Also und ich komm halt wirklich eigentlich gar nicht, kaum allein zurecht ... Dann bin ich halt relativ kontrolliert, fast die ganze Zeit, indem ich halt da nicht so gut zurecht komm, brauch' ich halt immer wieder auch Handgriffe ... Und das ist alles sehr sehr schwierig. Ja, sonst also, ich mein, es ist nicht so, dass ich nicht gerne dorthin fahre, ich fahr schon gern hin, doch, trotzdem. Ich kann mir halt, es ist halt insgesamt anstrengender, weil ich mich, weil ich, mein ganzer Bewegungsablauf viel umfangreicher ist als hier in München. (RS 129–147)

Der ihr emotional sehr nahe stehende Bruder ist 1994 aus dem Elternhaus ausgezogen und hat ein Studium begonnen. Roswitha Schultze fühlt sich hinsichtlich seines Streben nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit sehr mit ihm verwandt. Dies unterscheidet den Bruder von der jüngeren Schwester, der Roswitha einerseits vorhält, dass ihr genau dieses Unabhängigkeitsbedürfnis abgeht, der sie aber andererseits auch bestätigt, dass sie es als primäre Bezugsperson für ihre Eltern nicht ganz leicht hat. Erst 1995 begann die Schwester sich allmählich vom Elternhaus zu lösen.

Also das muss man der Gerechtigkeit halber sagen. Er war wirklich der Nesthaken, anders kann man's nicht sagen. Also der war wirklich sehr bevorzugt ... Also der hat's nicht schwer gehabt im Leben. Also da hat's meine Schwester schon schwerer gehabt. Ich mein, das sieht man ja auch daran, dass, also es war zum Beispiel so, es stand irgendwann mal zur Debatte, dass sie aufs Gymnasium gehen könnte, weil sie wirklich 'ne Intelligente ist. Und dann sagte wohl meine Mutter wirklich so, ach die heiratet sowieso, die braucht kein Abitur! (RS 909–925)

Die für Roswitha Schultzes Lebenslauf sehr wichtige Figur des Großvaters väterlicherseits – er hat immer wieder notwendige Entscheidungen getroffen, die sein Sohn und dessen Frau offenbar scheuten – starb um 1977, die Großmutter im Jahre 1994.

Sabine Berndl – „Da muss man einfach Körpereinsatz bringen“

Sabine Berndl erblickte 1960 als Zwillingsskind das Licht der Welt. Ihre Zwillingsschwester wurde tot geboren. Zu diesem Zeitpunkt hatte Sabine Berndls Mutter bereits mehrere Fehlgeburten hinter sich. Die Mutter war zehn Jahre jünger als ihr Mann.

Ich selbst war Steißlage und bei meiner Mutter ist an einem Sonntag die Fruchtblase geplatzt, am Montag sollte sie dann erst in die Klinik kommen, weil's nicht so eilig wäre laut Arzt. Da ist sie dann rein und es war also dann sehr knapp auch von ihr, weil sie mit dem Herz sehr zu tun gekriegt hat. (SB 8–11)

Der Behinderung von Sabine Berndl lag von Anfang an keine eindeutige Diagnose zugrunde – die Aussagen der Ärzte waren stets widersprüchlich. Diese Situation dauerte Jahre lang an. Der Vater machte zunächst seine Frau für die Behinderung verantwortlich. So belastete Sabine Berndls Behinderung die Beziehung ihrer Eltern zueinander in erheblichem Maße.

Meine Eltern hatten miteinander ein weniger gutes Verhältnis. Meine Mutter wurde eigentlich dafür verantwortlich gemacht, dass ich behindert bin. Es hieß dann von meinem Vater, also du kannst keine richtigen Kinder zur Welt bringen. Man muss auch sagen, bevor sie mich dann endgültig austragen konnte, ich weiß net wie viel Fehlgeburten, Abgänge sie hatte. Also es war ne große Zahl. Und da wollt' sie dann des unbedingt auch durchsetzen, dass ich eben komme. Und ist dann drei Monate in der Klinik gelegen und hat sich absolut still gehalten, durfte da gar nix machen, aber sie wollt' mich eben unbedingt haben. (SB 25–33)

Die Erinnerung an ihren leiblichen Vater, der zur damaligen Zeit stets auf Montage im europäischen Ausland weilte, ist nur noch undeutlich. Der Vater verunglückte 1967 tödlich. Dieses Ereignis hatte für Sabine Berndl rück-

blickend einschneidende Folgen – sie bezeichnet es als einen Wendepunkt im Familienklima.

Privat hat sich im Verlauf der Jahre unheimlich viel getan. Ich war lange Einzelkind. Also zuerst mal ist mein Vater dann, wichtig, 1967 war des, kurz nach meiner Einschulung, ist er verunglückt. Er hat 'n tödlichen Autounfall gehabt, bei seiner Baustelle und tja – Ich muss heute sagen, es mag sehr hart klingen, aber was Besseres hätte uns nicht passieren können. Weil wir ein sehr sehr schönes Leben hatten danach. (SB 178–183)

Schon bald wurde ein Mitbewohner des großstädtischen Mietshauses, in dem die Familie zu diesem Zeitpunkt lebte, zum neuen Partner ihrer Mutter. Obwohl die beiden nie geheiratet haben, bezeichnet Sabine Berndl ihn als ihren „jetzigen Vater“. Durch ihn erfuhr sie ein hohes Maß an Akzeptanz.

Mei Mutter hat, also wir kannten meinen jetzigen Vater schon, da war ich noch 'n ganz kleines Kind, also Baby noch, da ham wir den schon kennen gelernt, der hat bei uns im Haus gewohnt und war dann öfter bei uns. Dass wir mal miteinander spazieren gegangen sind oder er auch mal mit mir gespielt hat und so. Und ja und wie mein Vater dann verunglückt war, dann trat dieser Mann wieder auf die Bildfläche, sehr stark ... Und wie gesagt, mein jetziger Vater, der hat mich so akzeptiert, von Anbeginn an. Hat mit mir alles durchgefochten, was ich machen wollte, hat mich immer unterstützt, hat mich überall hingebacht, wenn ich wo hin wollte, hat mich immer wieder abgeholt, wenn ich wieder heim wollte. Also es ist a ganz tolles Verhältnis. (SB 183–196)

Während der ganzen Zeit lebte auch die Großmutter väterlicherseits gemeinsam mit der Familie im selben Haus. Zu ihr pflegte Sabine Berndl Zeit ihres Lebens ein sehr enges und vertrauensvolles emotionales Verhältnis. Sie war auch bei Sabines Berndls Geburt an Stelle ihres arbeitenden Vaters anwesend.

Während ihrer Kindheit unterhielt Sabine Berndl relativ wenig soziale Kontakte zu anderen Kindern. Sie besuchte keinen Kindergarten. 1964/65 wurde ein längerer Krankenhausaufenthalt infolge eines komplizierten Armbruchs notwendig. Hieran schlossen sich häufige Klinikaufenthalte an. Vor allem ist ihr ein Rehabilitationsaufenthalt in Istanbul im Jahre 1972 in Erinnerung, der im Anschluss an eine schwere Lungenentzündung erforderlich geworden war.

1967 wurde Sabine Berndl in eine Landesschule für Körperbehinderte eingeschult. Dort erwarb sie einen Realschulabschluss. Während dieser Zeit wohnte sie zu Hause, obwohl die Möglichkeit gegeben war, die Schule als Internatsschülerin zu absolvieren.

Dann wie ich in 'd Schul' kommen bin, war's so, dass ich, ja wir mussten ewig lang suchen, in welche Schule, welche mich überhaupt nimmt. Eine normale Regelschule

hätte mich nicht genommen, da hieß es überall, ja die Verantwortung können wir nicht übernehmen, das machen wir net. Bis wir dann auf die Landesschule für Körperbehinderte gekommen sind. Da bin ich dann zehn Jahre lang drin gewesen, nicht im Internat, sondern nur Schulbesuch. Und bin halt immer Mittag abgeholt worden wieder nach Hause. (SB 38–45)

Sabine Berndls soziale Integration verbesserte sich erst, als die Familie 1969 ein eigenes Haus in einem Vorort von N. bezog. Nun verfügte sie über günstigere Möglichkeiten, auch zu Nichtbehinderten Kontakte zu schließen. Sie erlebte diesen Umzug als eine Erweiterung ihrer Handlungsspielräume.

Und mit Nichtbehinderten, das ging dann eigentlich erst an, wie ich in H. war, dass da mit nichtbehinderten Kindern Kontakt gekommen ist. Und wo ich auch gemerkt hab', es geht eigentlich unheimlich viel und man kann so viel machen und ja, man traut sich dann irgendwie auch viel mehr, macht dann Sachen, wo a anderer sagt, du spinnst, so was kannst du überhaupt nicht machen. (SB 291–295)

1970 wurde eine Schwester geboren. Diese Schwester wird für Sabine Berndl zu einer wichtigen Bezugsperson.

1970 ist dann meine Schwester auf die Welt gekommen. also es war immer mein Wunsch, Geschwister zu haben, wenigstens eins, unbedingt. Und ich wollt' auch immer wahnsinnig gern a Schwester haben. Also Bruder, na ja, wär auch gegangen, aber Schwester war mir einfach lieber. Und es war dann a wirklich unheimlich schön. Sie ist zu früh auf die Welt gekommen, zwei Monate. Es war ziemlich aufregend, aber wie sie dann daheim war, des war einfach für mich auch wie ein Kind. Also es war mein kleines Kind auch irgendwo. Und wir sind sehr eng zusammengewachsen. (SB 205–212)

1977 setzte Sabine Berndl ihre schulische Ausbildung mit einem dreijährigen Fachoberschulstudiengang im Rahmen einer Behinderteneinrichtung fort. Krankheitsbedingt musste sie ein Jahr wiederholen, scheiterte dann aber am Fachabitur. Deshalb schloss sie 1980 eine dreijährige Ausbildung als Erzieherin in einer Fachakademie an. Bei dieser Gelegenheit erwarb sie die fachgebundene Hochschulreife. Jetzt waren die Voraussetzungen für ein Studium geschaffen.

1981 erlitt die Großmutter einen Gehirnschlag und starb.

Mei Oma hat bei uns gelebt im Haus. Hat zwar a eigene Wohnung g'habt, aber sie war eigentlich die ganze Zeit hier ... die Oma hat im Dachgeschoss oben gewohnt und 1981 hat sie an Gehirnschlag gehabt. Das war für mich eigentlich sehr dramatisch. Ich mochte sie unheimlich gern. Sie war ein sehr moderner Mensch. (SB 218–223)

Kurz darauf zog die Familie erneut in einen anderen Vorort von N. Das neue Haus wurde für Sabine Berndl bedarfsgerecht umgebaut.

Sabine Berndl studierte jetzt zunächst Sozialpädagogik an einer Fachhochschule. Im Rahmen dieses Studiums, das ein Praktikum einschloss, erwarb sie einen Diplomabschluss. Danach begann sie Sonderpädagogik an der Universität mit dem Schwerpunkt Sprachbehindertenpädagogik zu studieren. Unmittelbar danach promovierte Sabine Berndl.

Eigentlich wollt' ich Körperbehinderten-Pädagogik machen. Hätte ich aber nach W. müssen und des wollt' ich net, ich wollt' in N. bleiben. Und deswegen hab' ich dann eben des rausgesucht, was mir so am Wahrscheinlichsten war. Weil mit Geistig-behinderten, da hab' i mi einfach net getraut. Verhaltensgestörte erst recht nicht, das ist ein unheimlich schwieriges Feld. Und Blinde ist einfach für mich einfach net so der Arbeitsbereich, den ich gerne hätte. Und deswegen eben Sprachbehinderte und hab' dann das Studium sehr gut durchgezogen. (SB 110–117)

Während ihrer Studienzeit wohnte Sabine Berndl stets zu Hause. Als ihre Schwester 1988 einen einjährigen Auslandsaufenthalt antrat, zog eine enge Freundin von Sabine Berndl bei ihr ein. Diese Freundin blieb bis 1990. In diesem Jahr verbrachte Sabine Berndl ihren ersten unabhängigen Urlaub gemeinsam mit ihrer Schwester und der Freundin, die inzwischen verstorben ist. Diese Zeit nutzte Sabine Berndl auch als berufliche Orientierungsphase.

Ja und dann nach 'nem Jahr war die Überlegung, was mach' ich weiter. Ich wusst's einfach net, weil beruflich war das alles sehr vage und ich wusst', dass ich als Sprachtherapeutin nicht arbeiten kann, weil ich mich einfach net so bewegen kann, da muss man einfach mehr Körpereinsatz bringen und ja aufgrund meiner Doktorarbeit hab ich dann eben überlegt, in den Beratungsbereich zu gehen. (SB 143–148)

Über eine längere freiberufliche Beratungstätigkeit und ein ehrenamtliches Engagement im Bereich Beratung Behinderter entwickelte Sabine Berndl dann ihr Vorhaben, sich selbstständig zu machen. Dies versucht sie seither in die Tat umzusetzen.

Sabine Berndls Mutter leidet an einer progredient fortschreitenden Krankheit. Seit sie 1996 einen Unfall erlitt, fällt sie als zentrale Versorgungsperson aus. Diese Umstände bedeuteten einschneidende Veränderungen in Sabine Berndls Alltagsorganisation.

Sie hat ne sehr schwere Erkrankung und wir wissen halt net, wie des weitergeht. Es ist sehr selten ... Es geht ihr auch immer schlechter, also es merkt man auch. Und ja, des ist halt immer so des Damoklesschwert, des über uns schwebt. Wir wissen, es kommt irgendwann und müssen das irgendwie in Griff kriegen, aber wir wissen einfach no net so exakt wie und was. Es ist auch ein Verdienst von mir, so frage ich, wie das eben weitergeht, dass ich auch versorgt bin. Wir wollen das Haus behalten. Also ich möchte auch herin bleiben. Es ist auch so eingerichtet, dass a Pflegeperson hier wohnen

kann. Auch in einem Ein-Zimmer-Appartement oben. Aber wie gesagt, das ist so, na ja, etwas schwierig. (SB 368–378)

Cornelia Wolf – „Meine ganz normalen Teenagerkrankheiten“

Cornelia Wolf wurde 1964 in der Großstadt N. geboren. Ihre Behinderung infolge einer spinalen Muskelatrophie wurde von den Ärzten jahrelang negativ prognostiziert.

Also die ham eigentlich von Anfang an gesagt, ja, das Kind wird nicht älter als sechs. Dann hab ich das sechste Lebensjahr überschritten, dann wurde ich zwölf. Dann hieß es, na ja, 15 vielleicht, höchstens 18 und inzwischen bin ich 38. (CW 7–10)

Cornelia Wolf beschreibt ihre Kindheit rückblickend betrachtet dennoch mit positiven Formulierungen. Ihre Eltern haben sich nicht davon abhalten lassen, sie stets in einer integrierten sozialen Umgebung aufwachsen zu lassen. Cornelia Wolf hatte stets intensiven Kontakt zu den Kindern in der Nachbarschaft. Das führte dazu, dass zwischen ihnen stets ein vertrautes Verhältnis bestand und Cornelia Wolf sich durch ihre Behinderung in ihrem Alltag als Kind nicht ausgeschlossen fühlte.

Ich bin in einer Siedlung groß geworden, in der es außer mir keine behinderten Kinder mehr gegeben hat. Was ich damals eigentlich und auch heute noch als großen Vorteil empfunden hab und auch noch empfinde, insofern dieses Aufwachsen mir und den anderen die Möglichkeit gegeben hat, relativ natürlich eigentlich mit der Behinderung umzugehen. (CW 15–20)

Cornelia Wolf erzählt, zu welchen praktischen und kindlich-kreativen Konsequenzen ihre Integration im Alltag zwischen den Kindern geführt hat. Sie bedeutete nicht nur von ihrer Seite aus eine Anpassung an die *normale* Welt der Nichtbehinderten, sondern ebenso eine Veränderung der Spielregeln dieser Welt selbst, die die Kinder in ihrer unbefangenen Art herbeiführten.

Warum müssen sich immer die Behinderten den Nichtbehinderten anpassen? Das kann ja auch umgekehrt sein, wie das bei mir war, als ich klein war. Wenn wir Fangamandl gespielt ham, kann ich mich noch erinnern, der E-Rolli hat 'ne gewisse Geschwindigkeit gehabt, dann haben wir uns dann einfallen lassen, dass die Kinder Hundetapper laufen neben mir, damit ich auch 'ne Chance hab', sie anzuschlagen und dann zu gewinnen. Dann ham die sich mir angepasst. (CW 1837–1843)

Demgegenüber verbrachte Cornelia Wolf ihre Grundschulzeit in einer Schule für Körperbehinderte. Dies bot sich an, da es sich hierbei um die wohnort-nächste Option gehandelt hat. Auf diese Weise konnte – trotz der Einschul-

lung in einer Sondereinrichtung – die soziale und familiale Umgebung erhalten werden.

Ich war zwar in der Grundschule in einer reinen Körperbehindertenschule, hatte aber auch von daher sehr viel Glück muss ich sagen. Denn diese Grundschule war keine fünf Minuten entfernt von meinem Wohnort und es war ein reiner Zufall, weil meine Eltern in diese Siedlung gezogen sind als meine Mutter schwanger mit mir war, sprich noch kein Mensch von dieser Behinderung wusste. Und diese Schule eben auch da schon vorhanden war. Und ich eigentlich da das Glück hatte, dass entweder meine Mutter mich hingebracht hat oder ich mit dem Taxi fahren konnte, aber da nicht in dem Internat aufwachsen musste, wie es vielen anderen, die vielleicht vom Land her gekommen sind, eben auch passiert ist. (CW 49–59)

Nach der Grundschulzeit wechselte Cornelia Wolf in ein Gymnasium, das damals als eines der ersten Schulen eine Integration von behinderten und nichtbehinderten Schülern und Schülerinnen anstrebte. Dabei erhielt sie seit der 7. Klasse im Rahmen eines individuellen Modellversuchs einen so genannten Gastschülerstatus. Das bedeutete, dass sie zwar am normalen Regelunterricht in vollem Umfang teilnehmen konnte, ihre Schulleistungen aber nicht benotet wurden. Diese Regelung ermöglichte es ihr, bis zum Schulende in ihrer vertrauten Umgebung zu bleiben.

Was ich auch als sehr positiv empfunden hab, ich war mit 'ner anderen Frau oder anderen Mädlechen die einzige in der Klasse mit 40 Kindern, die ne Behinderung hatte und hab dann relativ schnell auch meine Freundinnen gefunden, mit denen ich so durch die Gegend gezogen bin. Ich glaube einfach auch, dass diese Art aufwachsen von zu Hause mir es einfach erleichtert, auch heute auf nichtbehinderte Menschen zuzugehen, da einfach auch keine Scheu zu haben. Und ich glaub, dass mir das da auch im Gymnasium erleichtert hat, viele Freundinnen kennen zu lernen. (CW 137–145)

Die Kehrseite dieser Maßnahme war, dass Cornelia Wolf das Gymnasium ohne anerkannten Schulabschluss verlassen musste.

Ich hab so meine ganz normalen Teenagerkrankheiten erlebt wie jeder andere auch an der Schule und es war für meine Entwicklung wahrscheinlich saumäßig wichtig. (CW 1747–1749)

Nach Ende des Gymnasiums entscheidet sich Cornelia Wolf zunächst, eine einjährige ehrenamtliche Tätigkeit in einer Drogenberatung aufzunehmen. Diese Entscheidung stand in Zusammenhang mit der Drogenkarriere, in die ihr Freund – Cornelia Wolfs erste große Liebe – geraten war und mit der sie sich zunehmend konfrontiert sah. Diese enge Freundschaft während der letzten Jahre der Gymnasiumszeit ist Cornelia Wolf auch heute noch sehr wichtig.

Und es war schon damals 'ne Freundschaft, die in meinen Augen was sehr besonderes war, insofern man einfach nicht gesagt hat, ok, man ist jetzt zusammen oder geht zusammen und trennt sich dann nach 'n paar Wochen wieder. Oder geht miteinander ins Bett, sondern es war 'ne ganz, ganz nahe Freundschaft. So wir ham uns wahnsinnig viel erzählt, also er war damals einer derjenigen, der fast alles von mir wusste und umgekehrt auch. (CW 180–186)

Die Drogenkarriere, an der Cornelia Wolf die Grenzen ihrer Unterstützungsmöglichkeiten erfuhr, führte um 1987 zum Tod ihres Freundes. Sie beschreibt diesen Prozess als einen ersten Einbruch in ihre eigene – vor allem im Kontext ihrer Familie aufrechterhaltene – „heile“ Welt.

Dem Jahr in der Drogenberatung schloss sich ein weiteres Jahr ehrenamtlicher Tätigkeit im Rahmen der evangelischen Jugend an.

Weil die Soziale Arbeit immer mein Ding war, glaub ich. Hab aber nach dem Jahr festgestellt, es befriedigt mich so auf Dauer nicht. Irgendwann war ich auf der Suche nach etwas. (CW 250–252)

Etwa im Jahre 1985 entschloss sich Cornelia Wolf, ihre Schulabschlüsse nachzuholen. Zunächst machte sie innerhalb einer Behinderteneinrichtung die Mittlere Reife nach, danach erwarb sie ihr Fachabitur an der dortigen Fachoberschule (FOS). Die entsprechenden Prüfungen fanden jeweils extern in Regeleinrichtungen statt.

Ich bin dann per Zufall an die Leiterin der Schule geraten und die hat von meiner Geschichte erfahren und die hat mich dazu animiert, Mensch, mach doch die Mittlere Reife und das Fachabi nach, dann kannst du studieren! Sozialpädagogik! Und die hat mich dazu so motiviert, dass ich gedacht hab, ok, des probier ich. Und hab dann als externe Schülerin an der Realschule die Mittlere Reife nachgeholt, was ziemlich hart war, weil ich innerhalb von 'nem Vierteljahr zwei Schuljahre nachholen musste, aber da eine Wahnsinnsunterstützung gehabt hab von meinem Vater. Der hat also jeden Abend mit mir drei Stunden Physik und Mathe gepaukt. Ein Freund von mir Chemie, der hat Chemie studiert damals zu dem Zeitpunkt, 'ne andere Freundin von mir Englisch, meine Mutter hat Deutsch mit mir geübt. Also mit Hilfe von den Leuten hab ich damals innerhalb von 'nem Vierteljahr die Mittlere Reife zumindest bestanden und konnte dann weiter auf die FOS. Die war dann auch geöffnet, sag ich mal, für behinderte und nichtbehinderte Schüler. (CW 252–266)

Cornelia Wolf hatte nun die Voraussetzungen dafür geschaffen, um ein Fachhochschulstudium der Sozialpädagogik aufzunehmen. Ihr Praktikum absolvierte sie in einem Kindergarten. Nach Beendigung des Studiums machte Cornelia Wolf jedoch eine ernüchternde Erfahrung, was ihre eigene Situation in beruflicher Hinsicht angeht.

Ich hab dann festgestellt, dass ausgerechnet auch im sozialen Bereich sehr viele Vorurteile bestehen gegenüber behinderten Arbeitnehmern. Da ich innerhalb von 'nem halben Jahr, Vierteljahr über 80 Absagen einkassiert hab. Selbst von Anzeigen, wo drinstand, Behinderte werden bevorzugt eingestellt. Das ist meiner Meinung nach nur 'ne Farce. (CW 272–277)

Infolgedessen entschloss sich Cornelia Wolf für ein Pädagogikstudium an der Universität. Nach der Zwischenprüfung legte sie ein Jahr Pause ein, da sie die Gelegenheit erhalten hatte, eine Schwangerschaftsvertretung in einem Behindertenverband anzunehmen.

Es war aus heutiger Sicht eine der klügsten Entscheidungen, weil ich da sehr, sehr viel gelernt hab und hab dann da ja eben nach dem Jahr wieder aufgehört, weil die Dame wieder zurückgekommen ist, hab dann an der Uni wieder weiter gemacht und hab dann im Jahr 2000 meinen Magister gemacht. (CW 291–295)

Seit dieser Zeit arbeitet Cornelia Wolf in einer Netzwerkeinrichtung für behinderte Frauen als sozialpädagogische Fachberaterin.

Ramona Berger – „Ich dachte immer schon, ich bin sehr rebellisch“

Ramona Berger wurde 1964 in einem Dorf auf der Schwäbischen Alb geboren. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie bereits einen zweijährigen Bruder. Insgesamt hat Ramona Berger drei Brüder, die beiden jüngeren wurden 1969, beziehungsweise 1974 geboren.

Es blieb längere Zeit unbemerkt, dass Ramona Berger gesundheitliche Probleme hatte. So fielen den Eltern zunächst – im Vergleich zu ihrem älteren Bruder – nur kleinere Entwicklungsverzögerungen im motorischen Bereich auf. Eine gesicherte Diagnose ließ aber auch zu diesem Zeitpunkt noch auf sich warten.

Und zuerst hat sie [die Mutter] sich dann da net so viel Gedanken gemacht. Aber als des dann net wurde, isch sie mit mir zum Arzt. Und wie des zu der Zeit war, also des war ja dann '65, wussten die überhaupt nix und ham dann irgendwie alle möglichen exotischen Theorien entwickelt von was weiß ich, Massage und KG [Krankengymnastik] und irgendwelche Untersuchungen. Weiß der Teufel was das alles war, was sie machen wollten. Und dann würde das wieder werden und so. Hat meine Mutter dann nicht gemacht. (RB 18–25)

Erst im Alter von eineinhalb Jahren wurde aufgrund des Verdachts auf Muskelatrophie eine Muskelbiopsie durchgeführt. Aber auch diese Untersuchung führte nicht zu einer gesicherten Diagnose.

Und ham dann aber immer noch net so genau gewusst, was des dann isch. Ham halt weiterhin gesagt, ja ich müsst halt dann zur Krankengymnastik, dann würde das schon alles werden und irgendwelche Schienen und Zeug und alles, was ihnen halt so eingefallen isch. (RB 28–31)

Trotz einiger körperlicher Fortschritte konnte Ramona Berger nie frei laufen. Erst in ihrem fünften Lebensjahr ergab eine erneute Muskelbiopsie, dass sie tatsächlich von Muskelatrophie betroffen war. Dieser Diagnose folgte jedoch eine kontraproduktive Behandlungspraxis, so dass Ramona Berger mit sechs Jahren ihren ersten Rollstuhl bekam, auf den sie seither angewiesen ist.

Und dann später, mit fünf glaub' ich war das, noch mal 'ne Muskelbiopsie gekriegt, mit fünfeinhalb, und da ham sie dann festgestellt, dass ich 'ne Muskelatrophie hab. Und zu der Zeit konnt' ich dann zwar noch laufen, aber, als ich in die Klinik kam, konnt' ich noch laufen, aber dann, fünfeinhalb war ich schon fast, genau, aber da musst ich dann so viel liegen, obwohl das 'nen völliger Quatsch war, weil ich war ja nicht krank. Aber die ham mich halt dann im Bett gelassen und des war für mich dann des, dass ich nimmer laufen konnte danach, weil einfach die Muskeln so schnell abgebaut ham und dann war's das halt. (RB 38–46)

Aufgrund der dörflichen Strukturen und der hügeligen Umgebung wurde Ramona Berger anlässlich ihrer Einschulung im Alter von sechs Jahren in einem vom Elternhaus entfernt liegenden Heim untergebracht, von wo aus sie dann die Grundschule besuchen konnte. Sie litt zunächst sehr unter der räumlichen Trennung von ihrer Familie und dem heimischen Umfeld. In den ersten Jahren konnte sie nur in den Ferien nach Hause fahren, da ihre Eltern kein Auto besaßen und öffentliche Verkehrsmittel nur mit einem hohen Zeit- und Organisationsaufwand nutzbar waren.

Für mich war das am Anfang ganz furchtbar in dem Heim, weil ich irrsinnig Heimweh hatte und weil das noch so 'n bisschen diese Heime waren, wie man sie sich auch vorstellt. Irgendwelche riesigen langen Gänge, die aussehen wie Krankenhäuser. Mehrbettzimmer, irgendwie einen Aufenthaltsraum, so 'n Spielzimmer. Dann so Halbschwestern, also so weltliche Nonnen, die das Zepter geschwungen haben und 'n paar junge Erzieherinnen, die halt mittags da waren. Mit wahnsinnig viel Einschränkungen. Man durfte nix, man wurde völlig entmündigt behandelt, also klein gehalten auch. (RB 70–77)

Erst am Ende der Grundschulzeit änderte sich für Ramona Berger die Situation. Mit dem Wechsel in die Hauptschule bezog sie einen Neubau des Heimes, in dem die Atmosphäre etwas freundlicher war. Auch das Personal erwies sich als zunehmend erträglicher. Gleichzeitig erwachte in Ramona Berger ein Bedürfnis, sich gegen die sinnlosen Verbote aufzulehnen.

Ich hab alles gemacht, was man nicht darf, weil ich einfach immer ziemlich lebendig war. Und da würd' ich eher so sagen, also als ich dann so 'n bisschen älter war, hatte ich auch nimmer so viel Heimweh und dann war das einfach für mich so normal, dass ich da war und gut, da gab's blöde und nette Erzieher, wie das halt überall isch. Mit manche hat man seinen Kampf ausgestanden, mit manchen nicht. Es sind Ungerechtigkeiten passiert, aber warn auch schöne Sachen dabei und ich hatte da meine Freunde. (RB 94–101)

Mit Eintritt der Pubertät empfand Ramona Berger die räumliche Entfernung zum Elternhaus als nicht mehr so schlimm. Im Gegenteil, nun wurden ihr die inzwischen regelmäßig angebotenen organisierten Heimfahrten eher lästig, zumindest stand sie ihnen zunehmend ambivalent gegenüber. Sie war ja nicht zu Hause aufgewachsen und außerdem war die Umgebung des Elternhauses für sie, was die Möglichkeiten der Handlungs- und Bewegungsfreiheit angeht, eher hinderlich.

Nach Beendigung der Hauptschule war zunächst nicht klar, wie es für Ramona Berger weitergehen sollte. Sicher war sie sich nur in einem: Ramona Berger wollte keine Bürotätigkeit ausüben. Eine Krankengymnastin brachte sie schließlich auf die Idee, im Rahmen einer Maßnahme des Berufsbildungswerks eine weiterführende Schule zu besuchen. 1979 besuchte sie gemeinsam mit einer Freundin eine Wirtschaftsrealschule und zog zu diesem Zweck in ein Auszubildendenwohnheim. Dieser Wechsel war für Ramona Berger eine Herausforderung und für ihre weitere Entwicklung eine wichtige Entscheidung gewesen.

Wir sind damals, weil im Schülerwohnheim kein Platz mehr war, aufs Auszubildende-Wohnheim gekommen und ham da 'n Doppelzimmer gehabt und waren dann die Jüngsten. Ich war 15, sie war 16 und die anderen ham ja alle Ausbildung gemacht, die waren zwischen 18 und 23 und des war so, am Anfang war des schwierig, weil des war total verwahrlost diese Gruppe, also es ist eigentlich ein Hammer. Da hat's ausgesehen wie Schwein, ja total verdreckt und alle sind sie irgendwie immer nur rumgehangen und ham Alkohol in sich reingeschüttet und gekifft und ich war völlig entsetzt. Ja, so aus 'nem behüteten Heim und ich dachte immer schon, ich bin sehr rebellisch, ja. Aber da, ich hab echt irgendwie, ich war völlig fertig, wie ich gesehen hab, wie's da zugeht und hab mir dann – hinterher hab ich mir immer gedacht, gut, dass des meine Mutter net mitkriegt, die hätt' mich wahrscheinlich sofort von dort weggetan, was für mich schlimm gewesen wär', weil des war 'ne sehr wichtige Zeit. (RB 163–177)

Nach dem Ende der Realschule entstand für Ramona Berger erneut die Frage nach ihrer beruflichen Zukunftsorientierung. Sie bemühte sich um einen Platz an einer Regelschule (Gymnasium) und um eine eigene Wohnung in einer anderen Stadt. Da sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht volljährig war, benötigte sie für den Mietvertrag die Unterschrift ihrer Eltern, die ihr von diesen jedoch verweigert wurde. So entschloss sie sich stattdessen für ei-

nen Platz an einer Fachoberschule in einer süddeutschen Großstadt, was gleichzeitig an einen Umzug in diese Behinderteneinrichtung gekoppelt war. Schon nach kurzer Zeit setzte Ramona Berger alle Hebel in Bewegung, um aus dieser Einrichtung in eine eigene Wohnung zu wechseln. Gemeinsam mit einer Mitbewohnerin gelang ihr dieser Schritt in die Selbstständigkeit auch mit Eintritt ihrer Volljährigkeit.

In der Zwischenzeit war ich auch 18. Tja, dann bin ich also unbedarfter Dinge aufs Wohnungsamt marschiert und hab einen Wohnungsantrag gestellt und hab einfach reingeschrieben, dass ich dringend 'ne Wohnung brauch', weil diese E-Gruppe aufgelöst wird und ich ausziehen muss. Und hab tatsächlich das Glück gehabt, also ich bin im September in die Schule, hab dort angefangen und hatte dann im November 'n Wohnungsangebot. (RB 312–317)

Nach knapp zwei Jahren beendete Ramona Berger die Wohngemeinschaft mit ihrer Freundin, die auch behindert ist, aber im Gegensatz zu ihr erst seit kurzer Zeit. Diese Tatsache führte zu Konflikten, die Ramona Berger zunehmend belasteten und so entschied sie sich zu einem erneuten Umzug innerhalb derselben Stadt, in ein ihr persönlich sympathischeres Wohnviertel. Gleichzeitig brach sie die Fachoberschulausbildung ab. Obwohl Ramona Berger nun eigentlich alleine wohnen wollte, nahm sie für kurze Zeit eine Freundin als Untermieterin auf und danach einen Freund, der schließlich ungeplanterweise längere Zeit mit ihr eine Wohngemeinschaft bildete.

Erneut zeigte sich Ramona Berger etwas orientierungslos, was ihre weitere Zukunft anging. Sie begann eine Gymnasialausbildung an einer Privatschule, die sie aber infolge zu großer körperlicher Belastung bald wieder abbrach. Schließlich fühlte sie sich von einer Erzieherschule angezogen, die allerdings eine Reihe beruflicher Vorpraktika als Aufnahmekriterium verlangte. Ramona Berger absolvierte ihr Vorpraktikum in der Integrationsklasse einer Montessori-Schule.

Und dann war's Silvester und da ham wir dann ein Fest gemacht mit mehreren Leuten. Da hab ich jemand kennen gelernt, der war auch zu der damaligen Zeit auf der Erzieherschule und der hat mir so begeistert von dieser Schule erzählt und wie die isch und so und ich hab dann irgendwie gedacht, das mach' ich auch. Und dann hab' ich mich gleich im Januar dort beworben und die ham gesagt, ich muss 'n Vorpraktikum machen. Und dann hab ich an der Montessori-Schule mich beworben für 'n Vorpraktikum und hatte 'n Vorstellungsgespräch und die ham mich genommen. Und des war halt dann für mich des Ding, dass ich die andere Schule cancel, also dieses Gymnasium. Hab dann noch 'n halbes Jahr Zeit gehabt zum alles machen, was mir Spaß macht, bis das Praktikum beginnt. Zu der Zeit war des so, dass man bei 'ner Erzieherschule schon zwei Jahre Vorpraktikum machen musste, das mir aber aufgrund dessen, dass ich selber einfach schon in vielen sozialen Einrichtungen war und mich da sozusagen von der anderen Seite auskenn', um ein Jahr erlassen wurde. Und ich hab

dann also dieses eine Jahr Montessori-Schule in 'ner Integrationsklasse gearbeitet. Das hat mir total viel Spaß gemacht. (RB 431–447)

Ramona Berger unternahm weite Reisen. Noch bevor die Erzieherschule begann, fuhr sie mit einer Gruppe von Freunden nach Indien. Auf dieser Reise erkrankte sie lebensgefährlich. Infolgedessen musste sie den Beginn ihrer Erzieherinnenausbildung verschieben.

Da bin ich dann mit ein paar Freunden nach Indien gereist und bin da sehr krank geworden. War dann dort in der Klinik, also wär' auch beinah gestorben. Das war ziemlich dramatisch alles. Hab dann, bin dann mit dem Flugzeug nach Wochen mit dem Arzt, von 'nem Arzt abgeholt und zurückgefliegen worden. Hab dann, weil sich das alles, also ich hatte zuerst die Ruhr. So hat's angefangen. Aber ich war dann auch völlig verpilzt und abgemagert. Konnt nix mehr schlucken, nix mehr zu mir nehmen, keine Infusionen über die Arme, da die Adern geplatzt sind. Und hab dann 'ne Ohrenentzündung noch gekriegt aufgrund dieser ganzen Infektionen. (RB 451–460)

Erst 1987 nahm Ramona Berger ihre Ausbildung in der Erzieherschule auf. Sie kehrte noch einmal – im Rahmen eines dreimonatigen Praktikums – an ihr altes Reha-Zentrum zurück, in dem sie ihre Schulzeit verbracht hatte und absolvierte ein weiteres Berufspraktikum in einer Tagesheimschule und in einem Kindergarten.

Um 1989 begann Ramona Berger eine berufsbegleitende Kunsttherapieausbildung und führt seitdem gelegentlich Einzeltherapien durch. Schließlich trug sie mit zum Aufbau einer offenen Kinderbetreuung in einem Jugendgästehaus bei.

1993 zog Ramona Berger erneut innerstädtisch um. Seither wohnt sie selbstständig und alleine in ihrer Wohnung. Ihre notwendige Assistenz organisiert sie als Arbeitgeberin. Sie ist in einem Altenheim therapeutisch tätig.

Ulrike Glas – „Die haben in ganz Deutschland eine Schule für mich gesucht“

Ulrike Glas wurde Ende 1974 in einem norddeutschen Dorf geboren. Ihr Vater betrieb zu diesem Zeitpunkt eine Landwirtschaft, während ihre Mutter eine Hochschulkarriere anstrebte. Als ein Jahr später Ulrikes jüngere Schwester geboren wurde, beschloss die Mutter, ihr Studium aufzugeben und sich den Kindern zu widmen.

Im Alter von zwei Jahren erlitt Ulrike Glas einen folgeschweren Autounfall. Nachdem sie sechs Wochen mit einem Gehirntrauma im Koma gelegen hatte, stellte sich heraus, dass die Gehirnzellen, die das Bewegungszentrum steuern, so schwer geschädigt waren, dass sie seither mit erheblichen motorischen Störungen lebt und nicht mehr laufen kann.

Und hab' dann mit zwei Jahren im Juni 1977 den Verkehrsunfall gehabt. Ich kann mich daran nicht mehr erinnern, weil das schon so lange her ist. Aber aus Erzählungen weiß ich, dass ich unbedingt mit Papa mitfahren wollte, am Samstag ins Feld. Also wir haben 'ne Landwirtschaft zu Hause. Papa ist Bauer und Papa wollte sich an dem Tag seine Felder ankucken. Und ich wollte unbedingt mit. Und dann kurz bevor wir in die ... ist ein Auto hinten in unser Auto reingefahren. In dem Moment bin ich aus dem Kindersitz geklettert und bin durch das Auto geschleudert und hab' seitdem 'n Gehirutrauma gehabt, war sechs Wochen im Koma. Die Ärzte ham gar nicht mehr geglaubt, dass ich durchkomm. Und darum ham sie mich auch nicht operiert ... Ich konnte nicht mehr sprechen, ich konnte nicht schlucken, ich konnte gar nichts mehr. (UG 8–21)

Dieser tragische Unfall fiel biografisch in eine Zeit, an die sich Ulrike Glas heute nicht mehr zurückerinnern kann. Ihre frühesten eigenen Erinnerungen reichen in die Jahre ihrer Kindheit zurück, als ihre Mutter mit hohem organisatorischen Aufwand versuchte, ihre gesundheitliche Situation durch eine angemessene therapeutische Behandlung zu verbessern. Darüber hinaus sind Ulrike Glas die Aktivitäten ihrer Großmutter noch gut in Erinnerung, die viel Zeit in ihre beiden Enkelkinder investierte.

Also sie hat sich viel um uns gekümmert und hat mir auch, durch die Oma hab' ich auch meine Theaterleidenschaft entdeckt. Also Oma ist oft mit mir in Operetten gegangen oder wir ham uns die Zauberflöte zusammen angekuckt oder so und Oma hat mir viel, Oma hat regelmäßig mit mir gespielt. Backgammon hat sie mir beigebracht oder Mühle. Sie hat mir, sie hat zum Beispiel 'ne Möglichkeit erfunden für mich, um Mühle spielen zu können. Und zwar hat sie, hat sie die, die Felder des Spielbrettes beklebt mit Zahlen. Dann konnt' ich einfach nur sagen, ich will auf eins setzen oder ich will auf, setz' den Stein mal von 13 auf 14 oder so. (UG 1165–1173)

Diese Großmutter starb vor fünf Jahren, was für Ulrike Glas ein schweres und trauriges Ereignis war.

Auch zu ihrer jüngeren Schwester entwickelte sich schon im Kindesalter eine enge Beziehung, die durch viele gemeinsame Aktivitäten gekennzeichnet war. Auf diese Weise war Ulrike Glas auch in den dörflichen Strukturen und unter Peers gut integriert, obwohl sie selbst nicht in die örtliche Schule ging.

Mit meiner Schwester, die hat mich als Kind sind wir oft im Dorf rum, rumgelaufen und die hat, ja meine Schwester ist bei uns im Dorf zur Grundschule gegangen und daher kannt' ich die, auch die ganzen Freunde von ihr und so, weil das ja ein Dorf ist. Und so, die ham mich da immer mit zum Spielen genommen oder wir ham 'ne Nachtwanderung gemacht, nachts mit Fackeln und so. Einmal, da kann ich mich erinnern, da ist meine Schwester spontan auf die Idee gekommen, um halb zwölf nachts oder zwölf oder so, 'ne Nachtwanderung zu machen. Ich war aber schon im Nachthemd. Papa hatte mich schon ausgezogen gehabt. Und dann hat, hat mir meine Schwester 'ne

Decke übergelegt und mir den Umhang angezogen und dann sind wir so spazieren gegangen ... Oder als wir Buden gebaut haben als Kind baut man sich doch Buden überall. Da konnt' ich gar nicht, konnt' ich nicht mit in so 'ne Bude rein. Dann ham sie mich immer vor den Eingang gestellt, du bleibst jetzt draußen, du musst jetzt bewachen. Also war ich dabei, die ham mich eben eingeschlossen in ihre Spiele oder so. Das fand ich gut. (UG 963–978)

Mit sechs Jahren kam Ulrike Glas in eine Schule für Körperbehinderte. Die Mutter engagierte sich sehr für die schulische Entwicklung ihrer Tochter und so wechselte Ulrike Glas nach der Grundschule in eine Hauptschule für Körperbehinderte. Da es sich hierbei um eine Ganztageschule handelte, die geeignet erschien, Ulrike Glas in spezifischer Weise zu fördern, bedeutete diese Entscheidung auch die Trennung von ihrer bisherigen gewohnten Umgebung. Das fiel ihr zunächst recht schwer. Schon bald allerdings lernte Ulrike Glas in ihrer neuen Schule ihren ersten Freund kennen, mit dem sich eine Beziehung ergab, die bis zum heutigen Tage andauert. Die beiden gingen zunächst gemeinsam in eine Klasse, bis Ulrike Glas 1993 ihren erweiterten Hauptschulabschluss erhielt. Um einen erneuten Wechsel ihres sozialen Umfeldes hinauszuschieben, beschloss sie daraufhin, noch ein freiwilliges Schuljahr anzuhängen.

Da ham wir so Dinge gelernt wie allein U-Bahn fahren und wie kauf' ich allein ein, so lebenspraktische Dinge, wie koche ich allein, wie was weiß ich. Das war dann 1994, war halt dann auch vorbei ... Und da gab es keine Möglichkeit für Körperbehinderte weiter zur Schule zu gehen. (UG 85–90)

Während Ulrike Glas von Seiten der Berufsberatung vor die Alternative gestellt wurde, entweder fortan in einer Behindertenwerkstatt unterzukommen oder zu Hause bei ihren Eltern zu bleiben, wollten ihre Eltern und auch sie selbst nicht vor diese Alternative gestellt werden.

Und dann sind sie in ganz Deutschland rumgefahren und ham 'ne Schule für mich gesucht, und da ham sie, ham sie dann N. entdeckt. (UG 93–94)

Mit der Entscheidung für eine Behinderteneinrichtung in N., die sowohl Wohn- als auch Ausbildungsmöglichkeiten bot, war auch eine endgültige Entscheidung von zu Hause ausziehen verbunden. Dieser Wechsel des Lebensmittelpunkts war für Ulrike Glas vor allem mit der Sorge verknüpft, ob ihre Beziehung die räumliche Trennung aushalten würde. Es stellte sich heraus, dass sie das bis heute tat.

Zunächst erlebte Ulrike Glas schulische Probleme beim Übergang in die weiterführende Schule.

Ich hab' den Aufnahmetest für die 9. Klasse gemacht. Dann ham sie mich in die 8. Klasse gegeben und dann hab' ich festgestellt, dass die 8. Klasse mich noch überfordert. Also ich war Stoff gewohnt in der Hauptschule, der war nie so schwer, nicht so anspruchsvoll wie die bayerische Realschule. Und dann hab' ich freiwillig nach sechs Wochen gesagt, ich möchte in die 7. Klasse. Außerdem hat mich das überfordert damals, der Auszug von zu Hause, die Trennung. (UG 96–103)

Gleichzeitig war dieser Schritt aber auch mit einem großen Zuwachs an Selbstständigkeit verbunden. Von nun ab wurde von Ulrike Glas gefordert, dass sie sich ihren Alltag selbst organisierte. Sie wohnte in einer kleinen Außenwohngruppe der Behinderteneinrichtung.

Nach einem Jahr musste sich Ulrike Glas entscheiden, ob sie eher einen Kunst- oder einen Wirtschaftszweig besuchen wollte. Mit dem Argument, sie sei für den Kunstzweig „zu behindert“, rieten ihr die schulischen Verantwortlichen gegen ihren eigenen Impuls zum Wirtschaftszweig. Ulrike Glas ist stolz darauf, die Realschule nach drei Jahren – trotz dieser ungeliebten Entscheidung – erfolgreich abgeschlossen zu haben.

Mit dem anschließenden Wechsel an die örtliche Fachoberschule war auch ein erneuter Umzug verbunden. Nach Schwierigkeiten mit einer Mitbewohnerin, die Ulrike Glas als eifersüchtig und stark suizidgefährdet beschreibt und Problemen mit den wechselnden Gruppenleitungen, zog Ulrike Glas in eine größere, elf Leute umfassende Wohngruppe, in der sie sich wesentlich wohler fühlte.

Und dann bin ich 1998 auf die FOS gegangen, in die 11. Klasse. Hab drei Jahre FOS gemacht und hab dann letztes Jahr das Fachabitur gekriegt. Und dann, jetzt mach ich ein Praktikum. (UG 119–122)

Ulrike Glas wohnt heute in einem eigenen Zimmer innerhalb einer größeren zusammenhängenden betreuten Wohneinheit. Sie selbst und auch ihre Mitbewohner und Mitbewohnerinnen sind auf Rund-um-die-Uhr-Pflege angewiesen, wodurch ein intensiver Bedarf an Pflege- und Hilfspersonen entsteht. Ihre Lebensumstände sowie die aktuellen Erfahrungen, die sie gegenwärtig im Rahmen eines Praktikums in einer Beratungsstelle für behinderte Frauen macht, führten bei ihr zu dem Wunsch, Sozialpädagogik zu studieren und möglicherweise einmal im Bereich der Beratung Behinderter beruflich Fuß zu fassen.

Nach diversen Reisen, die Ulrike Glas zuerst mit ihrer Mutter und später mit ihrer Schwester und deren Freundeskreis unternommen hatte, fuhr sie vor einem Jahr zum ersten Mal alleine mit ihrem Freund, der ebenfalls körperbehindert ist, in Urlaub an die See. Diese erste Erfahrung außerhalb der Familie und ohne fremde Unterstützung war für Ulrike Glas ein deutliches Indiz dafür, dass die langjährige Beziehung zu ihrem Freund auch die

Belastung, die eine dauerhafte räumliche Trennung darstellen mag, aushalten würde.

Wir waren letztes Jahr zum ersten Mal ganz allein ohne Eltern und ohne Helfer im Urlaub ... Wir hatten 'ne große Ferienwohnung. Meine Eltern haben uns hingebacht, ham alles aufgebaut, alle Hilfsmittel, Klo, Lifter und so. Ferien gemacht. Eine Woche. Meine Schwester hat uns einmal besucht ... Und das Problem war nur, dass wir nicht in das Badezimmer rein konnten zum Haare waschen. Und dann, dann ham wir uns gedacht, dann gehn wir zum Friseur zum Haare waschen. Das war, der war aber zu eng. Da konnten wir auch nicht rein mit dem Rollstuhl. Da ham wir uns gedacht, eine Woche ohne Haare zu waschen, es wird nix. Und dann hat [...] 'ne Flasche mit Wasser gefüllt, Haarshampoo mitgenommen und dann sind wir an den Strand gegangen. Er hat meinen Badeanzug umgehängt und dann haben wir einfach am Strand die Haare gewaschen. Das war sehr gut. (UG 132–145)

Martina Peters – „Ich bin da irgendwie so reingerutscht“

Martina Peters wurde 1969 in N. geboren. Sie blieb ein Einzelkind. Bei ihrer Geburt wurde Spina Bifida diagnostiziert. Die Ärzte machten ihren Eltern keine großen Hoffnungen, was Martinas Überlebenschancen anbelangte und überließen sie ihrem Schicksal. Erst im Anschluss an einen Wechsel des behandelnden Krankenhauses wurde Martina Peters operiert.

Also am Anfang war's ziemlich blöd, weil also die ham mich gleich mit heim gegeben und ham eigentlich gesagt, dass ich gar nicht alt werd' und dass ich eh bald stirb und ham mich halt da mitgegeben. Dann ham die mich aber in ein anderes Krankenhaus und die ham mich dann operiert. Also für meine Eltern, wie's damals war, weiß ich eigentlich jetzt gar nicht, weil da war ich noch zu klein. (MP 23–27)

Die Operation verlief erfolgreich, so dass Martina Peters anschließend zu ihren Eltern nach Hause kommen konnte und ihre Kindheit in einem Vorort von N. verbrachte.

Nach wenigen Jahren ließen sich Martina Peters Eltern scheiden. Sie wuchs fortan bei ihrer Mutter auf, die zu Hause blieb, um sich um ihre Tochter kümmern zu können.

Meine Mutter, die hat gar nicht gearbeitet dann. Die war eigentlich daheim, Hausfrau. Und Geschwister hab' ich keine, also ich war alleine. Und ja, meine Eltern, die ham sich auch ziemlich früh scheiden lassen. Dann war meine Mutter alleine mit mir. Das war glaub' ich auch so, wo ich drei oder vier war, da ham die sich scheiden lassen. (MP 677–681)

Zunächst bestand noch ein gelegentlicher Kontakt zu Martina Peters Vater, allerdings waren ihre Besuche bei ihm eher eine Belastung für sie. Der Vater

hatte rasch wieder geheiratet und lebte in einem neuen Familienzusammenhang mit kleinen Kindern, um die sich Martina offensichtlich kümmern sollte. Schon nach etwa einem Jahr brach der Kontakt zu ihrem leiblichen Vater ab.

Und es war ja auch am Anfang, dass ich immer dann alle 14 Tage zu ihm hin bin. Und dann also ja, am Wochenende irgendwie war des, aber das war dann später auch nicht mehr. Das war, glaub' ich, ein Jahr lang und dann nicht mehr. ... Ja, irgendwie war's da, dass ich immer auf die Kinder aufpassen musste auch. Also wie alt war ich da, vielleicht fünf oder irgendwie – nee, fünf kann ja gar nicht sein – doch, kann schon. Ich glaub', dass ich da so fünf ungefähr war. (MP 691–706)

Martina Peters Kindheit war von wiederholten Krankenhausaufenthalten geprägt. Sie besuchte einen integrierten Kindergarten. Zu dieser Zeit wurde sie intensiv und mit Hilfe von Gehapparaten krankengymnastisch betreut, schließlich erhielt sie ihren ersten Rollstuhl. Diese Maßnahmen sind Martina Peters in unangenehmer Erinnerung geblieben. Schließlich wurde Martina Peters im Alter von sieben Jahren in einer Landesschule für Körperbehinderte eingeschult.

Also vor der Schule war ich auch im Krankenhaus ..., weil da ham sie mir, also bei die Knie und alles die Sehnen verlängert, weil sie da mir'n Gehapparat, also dass ich so Schienen hatte und mit Krücken dann gehen üben und so. Weil ich war ja, und das hab' ich dann in der Krankengymnastik in der Landesschule dann auch geübt. ... Diese Schienenanprobe, die mocht' ich nicht so. (MP 320–337)

Martina Peters erwarb einen Hauptschulabschluss. Danach bot sich ihr die Gelegenheit, im Rahmen der Landesschule eine Ausbildung als Schneiderin zu absolvieren. Während dieser Zeit lernte sie ihren ersten Partner kennen, mit dem sie etwa acht Jahre zusammen blieb.

Den hab ich in der Landesschule kennen gelernt. Das war, wo ich Schneiderin gemacht hab', also gelernt hab'. Und der war damals Buchbinder in der Buchbinderei. Und des war direkt daneben so. Und wir waren halt viel in die Pausen dann auch, wenn wir halt gerade Pause gehabt ham oder mittags ham wir auch zusammen gegessen alle. Die Buchbinder und die von der Schneiderei. Und so hat man sich halt dann kennen gelernt. Und dann bin ich mit ihm zusammen gekommen und ja, war halt einige Jahre auch zusammen. (MP 1093–1099)

Während dieser Zeit wohnte Martina Peters noch in ihrem Elternhaus bei der Mutter. Die Ausbildung zur Schneiderin führte jedoch nicht zu einer anschließenden Beschäftigung. Aus gesundheitlichen Gründen entschied sich Martina Peters dafür, eine weitere Ausbildung zur Zahntechnikerin zu beginnen. Diesen Versuch musste sie jedoch nach kurzer Zeit, ebenfalls aus gesundheitlichen Gründen, wieder aufgeben.

Nach der Schneiderei war ich ja ziemlich lange arbeitslos und da war ich im Krankenhaus eben auch wegen der Druckstellen. Und da kommt man ja auch so ins Gerede mit die Leute und so. Und da hab ich halt auch glaub ich gesagt, dass ich halt ziemlich lang arbeitslos bin. Und die hat mir dann empfohlen, hat sie gesagt, ich soll doch mal Zahntechnikerin probieren, ob mir das Spaß macht und so. Und sie wüsste da jemanden, der würde mich bestimmt nehmen und so. Und so war's dann auch. Also hab' dann da angefangen. Bloß des war halt viel zu lange, des waren über acht Stunden jedes Mal. Also Überstunden waren täglich. Also man ist zehn Stunden also nimmer rausgekommen und das war halt mit dem Sitzen dann schon zuviel. Und ich hab' dann auch prompt 'ne Druckstelle gekriegt und dann war das auch wieder hinfällig. (MP 1571–1584)

Es folgte eine Reihe von Arbeitsamtsmaßnahmen, die jedoch alle aus den genannten Gründen scheiterten. Sie schienen Martina Peters nicht geeignet, eine ihren körperlichen Fähigkeiten angemessene berufliche Perspektive zu bieten.

Da hab' ich dann, also nach der Zahntechnikerlehre war ich ja erst mal wieder im Krankenhaus, bin ich wieder rausgekommen, war ich, ja, ich glaub' auch so zwei Jahre arbeitslos oder ungefähr so. Und dann ham die mir halt geschrieben. Dann bin ich ins – wie heißt des – Berufsförderungszentrum ist das irgendwie so. Und da kommen halt, so'ne Gruppe von Arbeitslosen schicken sie halt da hin und dann suchen die auch Praktikumsstellen und alles für einen, dass man vielleicht später dann auch übernommen wird. Da ist auch Theorie und Praxis. Das Praktische ist ja dann die Praktikumsstelle und Theorie ist, da lernt man so'n bisschen übers Büro, wie man sich bewirbt und des Ganze. Und da war ich, ich glaub' neun Monate sollt's gehen. Und da hatte ich aber schon vom Arzt die Bestätigung, dass ich bloß vier Stunden machen darf. Und das hat das Arbeitsamt nicht eingesehen, also hat sich da stur gestellt. Ham gesagt, nein, das geht nicht, weil die Schule ging sieben Stunden, glaub' ich. Und das Praktikum hatte ich acht Stunden ... Und ja, dann blieb mir eigentlich gar nix anderes übrig. Weil die hätten mir dann auch das Geld gestrichen. Dann hab' ich das gemacht und hab wieder 'ne Druckstelle gekriegt. (MP 1617–1634)

Infolge der ständigen Druckstellen war Martina Peters zu häufigen mehrmonatigen Krankenhausaufenthalten gezwungen. Während dieser Zeit lernte sie ihren zweiten Lebenspartner kennen, mit dem sie um 1994 nach kurzer Zeit in eine gemeinsame Wohnung in N. zog. Die Partnerschaft dauert bis zum Zeitpunkt des Interviews an.

Nach vier Jahren zogen die beiden in eine geräumigere und bequemere Wohnung innerhalb derselben Siedlung. Zu dieser Zeit erfolgte auch eine zunächst erfreuliche Wendung in Martina Peters Berufsbiografie. Sie erhielt einen Halbtagesjob als Verkäuferin in einem Sanitätsfachgeschäft, der ihr sehr zusagte.

Und ja, dann hab' ich irgendwie zufällig gehört, da macht ein neues Sanitätshaus auf und irgendwie im Fernsehen hab' ich da mal was drüber gesehen. Und dass da grad irgendeine Veranstaltung war. Und dann hab' ich zu 'ner Freundin eben gesagt, da gehen wir mal hin. Und dann war ich ganz zufällig halt mal dorten, wollt' mir das eigentlich bloß einmal so anschauen, jetzt ohne Hintergedanken über 'n Job oder irgendwie so. Ja und dann ham die mich, also einer von da dorten, der hat mich dann, ja willst nicht anfangen und so? Und das war da so, hab' ich gesagt ja, warum nicht. Und dann bin ich irgendwie da so reingerutscht. (MP 1693–1701)

Darüber hinaus fand Martina Peters vor einem Jahr auch endlich nach langer Suche eine ärztliche Hilfe, die ihr Druckstellenproblem offenbar endgültig einer Lösung zuführte.

Der Erwerb eines eigenen Autos bedeutete für sie einen hohen Zuwachs an Selbstständigkeit. Sie besucht damit jetzt auch gelegentlich ihre Mutter, die inzwischen wieder geheiratet hat und am Bodensee lebt. Trotz der dort für Martina Peters ungünstigen Lebensbedingungen hat sie sich mit dieser neuen Situation inzwischen abgefunden und unterhält ein entspanntes Verhältnis zu ihrer Mutter und ihrem Stiefvater.

Zum Zeitpunkt des Interviews allerdings haben sich für Martina Peters wieder neue berufliche Probleme ergeben. Die Firma, in der sie arbeitet, hat inzwischen Insolvenz angemeldet und sie selbst ist infolge dessen gegenwärtig freigestellt. Ihre weitere Beschäftigung ist unsicher, beziehungsweise eine weitere Phase unverschuldeter Arbeitslosigkeit scheint unabwendbar. Dies ist umso tragischer, da sie ihre gesundheitlichen Probleme während der letzten Jahre gut in den Griff bekommen hat.

Und seitdem war gar nix mehr. Also auch die ganzen drei Jahre war nix ... und ja, mal kucken, muss ich erst mal kucken, was die andere Arbeit macht, weiß aber nicht, wie lange sich das noch rauszögert da. (MP 1719–1727)

Julia Eichinger – „Ich wäre gern gesund. Aber mit den Eigenschaften, die ich jetzt habe“

Julia Eichinger kam 1977 als Frühgeburt zur Welt. Sie hat eine um knapp zwei Jahre ältere Schwester. Die gesamte Zeit der Schwangerschaft von Julia Eichingers Mutter verlief unter gesundheitlich und emotional belastenden Bedingungen. Trotz der ärztlicherseits diagnostizierten Risikoschwangerschaft sah sich die Mutter gezwungen, während dieser Zeit mit ihrem Mann umzuziehen. Die Familie zog damals in das Haus der Schwiegermutter – eine Entscheidung, mit der Julia Eichingers Mutter jedoch nicht glücklich war. Julia Eichinger kam im sechsten Monat zur Welt.

Dann wurd' ich halt auch gleich weggefliegen und so. Und dann war's halt so, dass ich drei Monate im Krankenhaus war. Und also die ersten drei Monate halt im Kranken-

haus und es war auch sehr knapp. Also es war dann so, dass ich, also dass einmal Nottaufe war ... Ich bin mehrfach von der Schippe gesprungen und dann, das weiß ich halt auch nur von Erzählungen und meine Mutter hat viel davon erzählt. (JE 18–24)

Julia Eichinger wurde in eine verwandtschaftliche Umgebung hineingeboren, die ihr nicht wohlgesonnen war, worunter besonders ihre Mutter gelitten hat. Diese sah sich mit einem hohen Maß an Unverständnis konfrontiert, was ihre schwierige Situation anbelangte.

Die Verwandtschaft konnte mit mir erst mal nicht umgehen, mit der Situation. Also so, da hat jetzt keiner gratuliert oder so, wo ich auf die Welt kam. Das war ganz, ganz übel. Und die wollten halt, also da gab's einfach Schwierigkeiten. (JE 28–31)

Aus beruflichen Gründen des Vaters zogen Julia Eichingers Eltern nach zwei Jahren aus dem großelterlichen Haus wieder aus und lebten danach in einer kleinstädtischen Neubausiedlung. Julia Eichinger wurde zwar im Alter von drei Jahren in einen Regelkindergarten geschickt, fühlte sich dort aber nicht wohl, weil sie – wie sie sich erinnert – „dort immer so kämpfen“ (JE 38) musste. Zudem war Julia Eichingers Kindheit immer wieder durch mehrwöchige Krankenhausaufenthalte geprägt, die ihre Beziehungen zu Gleichaltrigen in Kindergarten und Schule ständig unterbrachen. Diese geplanten regelmäßigen Krankenhausaufenthalte waren für Julia absehbar. Ihre Erinnerung an diese Zeit ist dadurch stark getrübt.

Und dann mit sechs war ich im Krankenhaus wieder ganz lang. Und das war halt was, was mich halt schon sehr geprägt hat, so die ersten Jahre. Dass ich halt immer regelmäßig jedes Jahr im Krankenhaus war. Also war immer mit sieben sechs Wochen, mit acht sechs Wochen, mit neun sechs Wochen und das war dann auch erwartbar. Also ich wusste, wenn ich rausgehe, dann kommt's wieder. Und das war schon etwas, was mich, glaub' ich, auch sehr geprägt hat. Ich kann mich auch an nichts erinnern ungefähr bis ich so, weiß net, also wirklich sicherer wird's erst ab zwölf und den Rest weiß ich nicht außer Krankenhaus. (JE 38–46)

Einer dieser Krankenhausaufenthalte war auch dafür verantwortlich, dass Julia Eichinger erst mit sieben Jahren eingeschult wurde – was sie damals sehr bedauerte, da sie dadurch nicht mit ihrer Freundin gemeinsam in eine Klasse kommen konnte. Dennoch genoss sie ihre Grundschulzeit.

Also die ersten, meine ersten drei Schuljahre waren super. Also dass ich in die Schule ging, das war klasse! (JE 2228–2230)

Die Freude an der Schule fand jedoch jäh ein Ende, als Julia Eichinger der Wunsch, in ein Gymnasium zu wechseln, verwehrt wurde. Zum ersten Mal machte sie die Erfahrung, dass man ihr aufgrund ihrer eingeschränkten ge-

sundheitlichen Situation nichts zutraute und ihr damit Optionen verspernte, beziehungsweise Hindernisse in den Weg legte. Die erste Erfahrung dieser Art vermittelte ihr eine Lehrkraft in der vierten Klasse der Grundschule.

Und in der Vierten hatt' ich irgendwie den Arsch, der dann auch gesagt hat, so jemand wie du muss net aufs Gymmi. Und da hat mir angefangen, die Schule keinen Spaß mehr zu machen ... also meine beste Freundin und so, die sind halt alle aufs Gymmi und ich war halt da so übrig. Und da musst' ich mich jetzt neu ordnen. (JE 2234–2236)

Auch der Wechsel in die Realschule scheiterte – aufgrund eigenen Versagens, wie sie selbst sagt. Julia Eichinger stand in dieser Zeit stark unter Druck, da ihr immer wieder mit der Unterbringung in einem Internat für Körperbehinderte gedroht wurde. Julia Eichinger war in dieser Einrichtung schon einmal im Rahmen einer Reha-Maßnahme. Seither war ihr der Gedanke daran, einmal dorthin zu müssen, ein Graus.

Und dann war ganz klar ein Thema. Das ist so'n Internat bei uns in der Nähe, wo in der Regel dann alle Körperbehinderten hingehen. Und ich wollte aber net hin. Ich wollt' halt nie so in ein Internat und es war immer ein großes Druckmittel. Also immer wenn's, wenn des halt net funktioniert hat, kam: Dann gehst halt da doch hin. Also sie [die Mutter] hat mir mal erzählt, das hätt' sie nie gemacht, aber es war immer, also die Telefonnummer lag immer deutlich auf 'm Tisch. Und ich war halt einmal [dort] auf 'ner Reha in den Ferien. Ich krieg' da heut noch Bauchweh. Also das war wooh. Also ich hab', drum hab' ich, ich hab', glaub' ich, zu Institutionen auch da nen sehr gespaltenes Verhältnis. Ich tu' mich da schwer. (JE 99–108)

Julia Eichinger besuchte dann die Hauptschule, wobei sie sich besonders in der siebten Klasse schwer tat und auch ihre Integration nicht optimal verlief. Das Hauptschulmilieu, das nach Julia Eichingers eigenen Aussagen zum Teil sehr rechtslastig war, blieb ihr fremd und sie litt längere Zeit unter heftigem Mobbing. 1993 machte Julia Eichinger ihren qualifizierten Hauptschulabschluss. Danach schloss sich eine zweijährige Ausbildung in einer Kinderpflegeschule an. Vorausgegangen war dieser Entscheidung ein Schnupperpraktikum in einem Kindergarten.

Also das war jetzt net der große Wunsch, des war so, ach, des war jetzt mal angeboten und jetzt mach ich's halt mal. Und das hat mir dann unheimlich gut gefallen. (JE 117–119)

Allerdings wurde auch diese Motivation gleich wieder gebremst. Das Arbeitsamt riet Julia ab: „Jemand wie Sie, der macht keine Erzieherin“ (JE 120–121), bescheinigte man ihr bei der Berufsberatung. Erst eine Freundin

brachte Julia Eichinger auf den Gedanken, es bei einer Kinderpflegeschule zu probieren. Auch dort kam sie, obwohl sie alle formalen Voraussetzungen erfüllte, erst nach einer erfolgreichen Absolvierung einer Probewoche unter.

Das war aber trotzdem 'ne sehr, also 'ne sehr schwierige Zeit, also von den Prüfungen her war's überhaupt kein Problem, aber ich hatte so 'ne Lehrerin, die halt gesagt hat, sie ist dagegen, dass jemand mit Rollstuhl so was macht und hat halt auch immer versucht, das halt zu unterbinden. Die hat mir den Spaß am Kindergarten echt also total versaut. Ich hab's halt dann durchgezogen, weil, damit ich halt die Ausbildung hab'. Aber Spaß dann eigentlich dann keinen mehr. Des war, dass des immer, wenn so'n Knackpunkt war, war immer jemand, der dann gesagt hat, des geht net, oder so. Die hat auch gesagt, Sie sind ne pädagogische Null, lassen'S des doch bleiben. Also und dann hab' ich gesagt, ok, den Beruf mach i net, der macht mir kein Spaß. (JE 136–146)

Aufgrund dieser Erfahrungen während ihrer Ausbildung wurde Julia Eichinger zunächst unsicher, wie es mit ihr weitergehen sollte – schließlich entschied sie sich, ihre Mittlere Reife an einer Berufsoberschule innerhalb eines Jahres nachzuholen. Trotz der starken Belastung zog sie die Sache mit großer Energie durch. Sie wollte anschließend eine Logopädenschule besuchen, was aber an den räumlichen Verhältnissen sowie einem Eignungstest scheitert. Der zuständige Psychologe bescheinigt Julia Eichinger einen weit unterdurchschnittlichen Intelligenzquotienten. Auf ihren Einwand, dass sie beabsichtige, im Falle einer Ablehnung erst einmal das Abitur nachzuholen, reagierte der Psychologe drastisch.

Also er hat gesagt, er hat das so formuliert: was machen Sie jetzt, wenn Sie die [Ausbildungsstelle an der Logopädenschule] net kriegen. Und dann hab' ich gesagt, dann geh' ich heim und mach mein Abitur nach. Und dann hat er gesagt, na ja, dann sag' ich jetzt mal was: Ihr Abitur, das ist da oben und Sie sind mit der Intelligenz da unten in dieser untersten Kategorie. (JE 193–197)

Ihr Fachabitur holte Julia Eichinger an der Fachoberschule nach. Auch hier stieß sie auf eine Reihe von Demotivierungsversuchen. Sie musste sich erst gegen Widerstände und mangelndes Zutrauen durchsetzen.

Ja das war vom Schulischen her auch absolut meine Grenzerfahrung. Und ich hätt' eigentlich auch manchmal gern aufgehört, aber ich wusst' irgendwie net, was ich stattdessen machen soll. Und dann hab' ich irgendwie halt weitergemacht und des war, huh, ja, das war recht stressig. Also da hatt' ich dann auch einfach wieder paar so Lehrer, die gesagt ham, also Leute mit Hauptschule werden nie Abitur haben. Also das kann man ja auch verhindert irgendwie. Und das war schon, das hat schon auch sehr mein, hat sofort an meinem schulischen Selbstbewusstsein gekratzt, ja. (JE 231–238)

Während dieser Zeit an der Fachoberschule besuchte Julia Eichinger eine Reihe von Berufsfindungspraktika, die ihr wichtige Erfahrungen vermittelten. Unter anderem arbeitete sie in der Offenen Behindertenarbeit, was sie zunächst mit einer starken inneren Distanz gegenüber dem Behindertenmilieu tat. Schließlich reifte in ihr der Wunsch, nach dem Fachabitur Sozialpädagogik zu studieren. Sie zog von zu Hause aus und begann ein Studium an einer bayerischen Fachhochschule. Als erste studierende Rollstuhlfahrerin engagierte sie sich dort während des ganzen Studiums stark für einen rollstuhlgerechten Ausbau der Einrichtung – ein Engagement, das zwar einzelne Erfolge nach sich zog, aber sie insgesamt an den bürokratischen Hindernissen und dem fehlenden politischen Willen verzweifeln ließ.

Im Laufe der Studienzeit wohnte Julia Eichinger in unterschiedlichen Wohngemeinschaften. Während eines studienbegleitenden Praktikums zog sie dann vorübergehend wieder in ihr Elternhaus zurück. Gegenwärtig befindet sich Julia Eichinger im Endstadium ihres Studiums und arbeitet an ihrer Diplomarbeit.

Ihr einjähriges Praktikum absolvierte sie wieder im Rahmen der Offenen Behindertenarbeit – eine für sie wichtige Zeit.

Und dann bin ich halt wieder in die Offene Behindertenarbeit, weil ich da schon mal war. ... Das war glaub' ich auch ein Dreh- und Angelpunkt für mich, weil ich damals gelernt hab', mich mit Menschen mit Behinderung auseinander zu setzen. (JE 541–545)

Mittlerweile hat Julia Eichinger eine Therapie begonnen. Wie sie betont, hat sie ein sehr gespanntes Verhältnis zu ihrem Körper – immer wieder bringt sie zum Ausdruck, dass sie sich hässlich findet. Eindrucksvoll erzählt sie, mit welchen ambivalenten Gefühlen sie als Kind ihrem Korsett gegenüberstand, das ihr auf ärztlichen Rat hin verschrieben wurde. Dieses Korsett, Symbol elterlicher Autorität, wurde von ihr in der Pubertät vehement abgelehnt – eine Entscheidung, die einerseits ein wichtiger Schritt im Zuge des Ablösungsprozesses vom Elternhaus bedeutete und ihr auch das Gefühl einer körperlichen Befreiung bescherte, die aber andererseits auch zu ihrem heutigen körperlichen Erscheinungsbild beitrug.

Nach zwei großen emotionalen Enttäuschungen hat Julia Eichinger jetzt einen Mann über das Internet kennen gelernt. Mit diesem Kontakt verknüpft sie Hoffnungen auf eine länger andauernde Beziehung – die beiden haben sich jedoch bisher noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Auf die Frage, was Julia Eichinger sich wünschen würde, wenn sie heute einen Wunsch frei hätte, antwortet sie:

Ja, eigentlich wär' ich ganz gern, ich wär' gern gesund. Aber mit den Eigenschaften, die ich jetzt hab'. (JE 2962–2963)